Der

Geldteufel.

Zeitgemälde

von

Heinrich Conscience.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Münster, 1862.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

I.

Noch schweben, wie ein silberartiges Gewebe, die letzten Reste des nächtlichen Nebels in den Vertiefungen der Gebüsche; noch ist die Luft kühl und feucht . . . Aber bald erhebt sich die schönste Maisonne über den Wald und wirft ihre Strahlen über die ruhende Natur, wie ein Ruf zum Leben und zur Freude. — Sanft und mild ist das junge Licht; es färbt die Wipfel der Bäume mit zitterndem Gold; es küßt die Kelche der Blumen auf, und verbreitet sich weiter und weiter wie ein funkelnder Perlenstrom über die Pflanzen, die noch schlafend im Morgenthau sich baden. Die Nachtigall flötet die letzten Noten ihres Liedes in dem stillen Laub; die Lerche steigt himmelwärts und läßt einen Regen von Tönen ihrer kräftigen Kehle entströmen; Hunderte von Stimmen klingen aus Strauch und Busch und singen dem Herrn ihren dankbaren Morgengruß. — Die Luft ist mit Blumendüften angefüllt, das Licht bezaubert durch seinen jungfräulichen Glanz, die Bäume entfalten ihre zarten Blätter, die geflügelten Insecten beginnen ihr ruheloses Leben, der Vögel Sang erhebt sich mehr und mehr. . . . Alles ist verjüngt, Alles scheint begeistert von Freude und Hoffnung, Alles jauchzt und ruft: Gegrüßt, gegrüßt, o trauter Lenz, Du Jugend der Natur, Du süßestes Lächeln der Gottheit! . . .

Nur der Mensch bleibt unempfindlich für die Schönheit, womit seine irdische Wohnstätte geziert ist. Während Thiere und Pflanzen — beseelte und unbeseelte Geschöpfe — sich des Einflusses der glänzenden Morgensonne freuen, liegt er

bewußtlos in trägem Schlaf begraben, und wird nicht aus seinem nächtlichen Scheintod sich erheben, bevor das prächtige Naturschauspiel zu Ende ist.

Wir müssen es, zur Schande für unser Geschlecht, bekennen, daß es Leute gibt, die lange gelebt haben und doch sterben, ohne ein einziges Mal das Morgenroth eines schönen Tages angeschaut und bewundert zu haben.

Ohne Zweifel erwachen auch täglich viele beim ersten Morgenschimmer; aber es ist die Noth oder die Sucht nach materiellem Gewinn, was sie aus dem Bette treibt. Sie eilen unachtsam vorwärts, das Haupt unter Sorgen und Verdruß gebeugt; — und ob der Himmel sich mit allen Farben des Regenbogens male und ob die Sonne ihre Strahlen bezaubernd über die Natur ergieße, im Herzen dieser bekümmerten Arbeiter ist es immer dunkel und vor ihrem ängstlichen Blick hängt unaufhörlich eine graue Nebelwolke.

So war es auch mit Herrn Kemenaer der Fall, der bereits seit länger als einer Stunde in seinem großen Garten unter einer hohen Akazie auf einer Bank saß und die Arme in tiefen Gedanken auf die Brust gekreuzt hielt. Er war nicht dorthin in der Absicht gekommen, um die Schönheiten der erwachenden Natur zu genießen; denn er saß einem Hollunderbusch gegenüber, mit dem Rücken nach Osten gekehrt und heftete den unbeweglichen Blick vor sich hin auf den sandigen Pfad.

Herr Kemenaer war erst fünf und vierzig Jahre alt, und doch war sein Haupt bereits grau, seine Stirn runzlig, und sein Blick welk. Wahrscheinlich hatte er sein kräftiges Mannesalter mit materiellen Sorgen hingebracht; vielleicht hatte auch anhaltende Widerwärtigkeit sein Haupt niedergebeugt.

Jedenfalls hatte er sich aber doch scheinbar über sein irdisches Loos nicht zu beklagen; denn seine Wohnung, die in der Ferne an dem großen Garten stand, war eins der ansehnlichsten Häuser von den Umgebungen einer großen Stadt, und alles, was ihn umgab, — sowohl die auserlesenen Blumen- und Baumpflanzungen, als die schönen Statuen, die hier und da an den Gebüschen sich erhoben,

— zeugte wenigstens von Wohlstand, wo nicht von großem Reichthum.

Was half es diesem sorgenvollen Mann, daß das jugendliche Licht einen prächtigen Frühlingstag verkündigte? Welche erheiternde Zauberkraft konnte für ihn das süße Morgenlied der Vögel haben? Was nützte es seinem beklommenen Busen, ob die Luft mit Balsamdüften angefüllt war oder nicht?

Er, versunken in schwere Kopfarbeit, bückte sich tiefer, schrieb Ziffern in den Sand und murmelte bei sich selbst von Kapital und von Interessen, von Renten und von Geld.

Als ob unwillkürliche Gedanken einer andern Art ihn in seiner Berechnung störten — er hob den Kopf wieder empor und wendete seine Aufmerksamkeit von den Ziffern ab.

Eine Weile hielt er den Blick mit steigender Angst in die Weite gerichtet; sein farbloses Gesicht schien noch bleicher zu werden; seine ganze Haltung zeugte von geheimnißvoller Beklommenheit, — ja, als träfe ihn ein schmerzlicher Schlag, so ballte er die Faust voll Verzweiflung und biß die Zähne zusammen. Und doch war Alles still um ihn herum; nichts konnte ihn erschrecken oder bekümmern, als allein die düstern Betrachtungen eines sich abhärmenden Herzens oder vielleicht das Nagen eines anklagenden Gewissens.

Bald schien er muthig aus seinem trüben Nachdenken zu erwachen, und sprach zu sich selbst in scherzendem Ton:

„Ich bin von Sinnen! Warum kann ich mich nicht wie andere über die gemeine Furchtsamkeit erheben? War ich denn in der That zu einfältig, zu dumm oder zu gut, um an dem allgemeinen Kampf um den Besitz des Geldes Theil zu nehmen? Jedermann dürstet nach Geld, Jedermann ehrt das Geld, Jedermann genießt das Geld; aber Niemand fragt, von wo es kommt. Sehe ich nicht den glücklichen Banquerotier mit einem Lächeln von Selbstzufriedenheit seine unverschämte Pracht zur Schau stellen und mit den Rädern seines Wagens selbst die Schlachtopfer seiner Betrügerei bespritzen? — Der schlaue Börsenmann, der durch das Verbreiten falscher Gerüchte die Staatsschuldscheine steigen und fallen macht und Schätze Goldes sam-

melt, wird er nicht geehrt als der Gott des Geldverstands? Der Krämer, der seine Waaren verfälscht, der Kaufmann, der den Marktpreis durch betrügerische Mittel steigert, die Vorsteher einer finanziellen Gesellschaft, die die Actien niederdrücken, um sie unter der Hand für einen Spottpreis anzukaufen, werden sie nicht alle geehrt, gerühmt und gefürchtet? Und genießen sie nicht ruhig die Früchte ihres Scharfsinns? . . . Ich allein, ich sollte mir das Herz zernagen, weil ich eine einzige Unbesonnenheit beging, und Mittel benutzte, die man für unehrlich hält, weil das Gesetz sie verbietet? Aber wer kann den Beweis davon liefern? Das Papier, das ich so unvorsichtig in den Händen des Herrn Robyn ließ, ist ja doch seit langer Zeit vernichtet? Das Feuer hat diesen Gegenstand der Furcht und des Kummers verzehrt. Bin ich nicht reich? Was kann ich mehr verlangen? Ruhe des Gemüths? Man kann sich diese wohl selbst geben. Nur Muth, Muth! Ungegründet ist die Angst, die mich verfolgt: Robyn wird nicht lange mehr leben; mit ihm steigt der einzige Zeuge meiner unbesonnenen That ins Grab . . . Doch wenn Monck etwas davon wüßte? Aber Vater Robyn ist zu schlau, um seine Ehre und seine Sicherheit einem solchen arglistigen Fuchs anzuvertrauen . . . Ich habe nichts zu fürchten."

Ein Lächeln erhellte sein Gesicht für einen Augenblick; doch allmählig versank er aufs Neue in Nachdenken und richtete den Blick zur Erde. Sein Gesicht nahm wieder seinen vorigen Ausdruck an; traurig, kalt und kummervoll, wie das eines Bildes der Sorge oder des Harms.

Während Herr Kemenaer unbeweglich auf der Bank saß, öffnete sich die Thür seiner Wohnung und ein junges Mädchen trat in den Garten.

Nach einigen leichten Schritten, um durch die zunächst stehenden Blumenbüsche zu gelangen, schaute sie mit freudiger Bewunderung umher. Ein Funke dichterischen Entzückens glühte in ihrem Auge, ein stilles Lächeln spielte auf ihren Lippen, und sie athmete die frische Morgenluft in kräftigen Zügen ein . . . Kaum jedoch konnte sie den Eindruck von dem schönen Tag empfangen haben, so hob sie den begeisterten Blick gen Himmel, faltete die Hände zu-

sammen und richtete in Harmonie mit allem, was sie umringte, ein inniges Dankgebet zu Gott.

Achtzehnmal hatte die Lenzsonne das jugendliche Haupt von Laura Kemenaer beschienen. Schlank und fein gebaut war ihre jungfräuliche Gestalt; lieblich und schön ihr Gesicht. Nicht schön jedoch vermöge jener seelenlosen Regelmäßigkeit, die man gewöhnlich als die körperliche Vollkommenheit der Frauen preist. Nein, ihre Stirn mochte wohl etwas zu hoch sein; ihr Mund ließ durch gewisse Nebenlinien etwas zu viel Gefühl, zu viel Begeisterung vermuthen; ihre leichtgebogene Nase konnte wohl zu viel Ausdruck haben; — aber ihre Stirn war doch so lilienweiß, ihre Wangen waren so zart geröthet, ihre Augen so himmelblau, ihr Lächeln so mild und so voll Leben!

Die anmuthsvolle Würde ihrer Haltung, ihre einfache doch reiche Kleidung und vorzüglich der Duft der Züchtigkeit, welcher gleichsam aus ihrer geringsten Bewegung, aus ihrem kleinsten Blick aufstieg, bezeugten genugsam, daß dieses Mädchen eine auserlesene Erziehung genossen hatte und durch Natur und Bildung mit der doppelten Gabe des Gefühls und des Anstands geziert war.

Nachdem sie ihr Gebet zu Gott gesprochen, richtete sie aufs Neue den Blick nach Osten, badete ihr Gesicht in dem sanften Lichtstrom und lauschte noch eine Weile auf der Vögel heiteres Lied. Ein Lächeln unaussprechlicher Seelenwonne glänzte auf ihrem Gesicht, als sie mit ihrem staunenden Blick alles liebkoste und umarmte, was rund um sie her in verjüngter Lebenskraft strahlte. Da schien sie plötzlich von einem Gefühl der Trauer ergriffen; den Blick nach einem fernen Hollunderbusch gerichtet, murmelte sie: . . . Mein Vater! Schon wieder die Augen zur Erde gesenkt und gebeugt unter Sorge und Kummer. Was mag es sein, das ihn so fortwährend treibt, die Einsamkeit zu suchen? Ich wage es nicht, ihn darnach zu fragen: es betrübt ihn. O, das Geld, das unglückliche Geld!"

Unter diesen Worten schritt sie weiter fort in dem Pfade, um zu ihrem Vater zu gelangen; aber bevor sie den Hollunderbusch erreichte, war Herr Kemenaer durch ihr Kommen aus seinem Nachdenken aufgeweckt worden. Eine

völlige Veränderung ging in ihm vor; er stand von der Bank auf, erhob Haupt und Glieder und ging seiner Tochter mit stillem Lächeln entgegen. Jetzt war gefälliger Anstand in seinem Gang, Freundlichkeit in seinem Blick, völlige Unbefangenheit in seinem Ausdruck und seinen Gebehrden: alles an ihm zeigte einen Menschen an, der gewohnt war, in der vornehmen Welt zu leben.

Während seine Tochter ihm zum liebevollen Morgengruß die Arme um den Hals warf, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn und sprach:

Das schöne Maiwetter lockt dich so früh in den Garten, nicht wahr, meine gute Laura? Du wirst den ganzen Tag zwischen deinen Blumen wandeln, sinnen und träumen. Du hast Recht, Laura; er ist so süß der Honig, der oben auf dem Lebensbecher schwimmt . . . Komm, lustwandeln wir zusammen; deine harmlose Freude erinnert mich an deine Mutter; auch sie sah in ihrem kindlichen Vertrauen nur die schöne Seite von der Welt . . .

Vater, du bist traurig, antwortete das Mädchen schmeichelnd. Sag' mir, was dich bekümmert, ich werde dich trösten.

Traurig, ich? Du irrst dich, Laura.

Du hast schon wieder so voll Gedanken und so einsam auf dieser Bank gesessen.

Ach, ach, du albernes Kind, du meinst also, daß ein Mann durch die Welt kann ohne Denken? — Mir ist ganz wohl zu Muthe; das schöne Wetter gibt mir ein Gefühl von Jugend. Höre die Vögel singen, sieh das junge Grün sich entfalten, sieh die Blumen im Sonnenlicht schimmern. Wer kann gefühllos bleiben mitten in der lachenden Natur?

Diese Worte und der Ton, worin sie gesprochen wurden, schienen Laura zu erfreuen. — Ihre Gedanken nahmen eine andere Richtung.

Vater, rief sie, wenn Berthold jetzt hier wäre, was für ein schönes Gedicht könnte er machen! . . . Aber er wohnt in der Stadt und wenn die Sonne die Wohnung des Herrn Robyn bescheint, dann steht sie schon hoch am Himmel.

Du meinst, Laura, daß ein Dichter die Dinge sehen

muß um sie zu beschreiben in dem überschwenglichen Ton, den man Seele und Gefühl nennt?

Wirklich, Vater, es ist doch seltsam: Berthold wohnt nicht auf dem Lande, und dennoch besingt er die Natur und beschreibt ihre Pracht mit so glänzenden und wahren Farben, daß es so ist, als ob alles, was ich hier bewundere, seine gefühlvollen Verse wieder darstellten. Sieht etwa der Dichter in seinem Innern ein Spiegelbild von Allem? Weiß er, durch Eingebung allein, Dinge, die Niemand ihn gelehrt hat?

Närrin, der Dichter setzt seine Phantasie an die Stelle der Dinge; aber ist er ausgestattet mit dem Gefühl, das zum Aufbau einer Scheinwelt nöthig ist, dann gefallen seine Verse den unerfahrenen Herzen, gleich dem Zauberglase, das das Auge durch ein farbenreiches Gefunkel entzückt.

Dichter sein ist doch wohl schön, nicht wahr, Vater?

Es ist eine Erholung, ein Vergnügen wie jedes andere, eine Jugendgrille. Auch ich, bevor ich das wirkliche Leben kannte, habe Verse gemacht. Wer macht nicht welche, wenn er mit Augen von zwanzig Jahren, nichts als die glänzende Oberfläche der Welt sieht? Berthold wird einmal sehr reich sein. Möge er sich noch einige Zeit am Versescheiben belustigen, da ist kein Arg dabei. Die Lust wird schon vergehn.

Du denkst es, Vater?

Sicher; — ein reicher Mann macht keine Verse.

Laura legte ihren Arm auf die Schulter ihres Vaters und sprach mit triumphirendem Lächeln:

Nein, nein, du irrst dich, Vater. Berthold wird ein großer Dichter werden, Ruhm erlangen und so gefühlvoll Alles lieben, was gut und schön ist auf der Welt.

Du glaubst es, weil du es wünschest.

Soll ich dir einmal was sagen, Vater? Aber du mußt in Bertholds Anwesenheit nicht verrathen, daß du davon weißt.

Nun?

Berthold läßt seine Gedichte drucken! Ach, wie schön wird es sein das Buch, auf dessen Blätter er die Empfindungen seiner zarten Seele ausgegossen hat!

Ueber das Gesicht des Herrn Kemenaer hatte sich eine Wolke des Unmuths gelagert.

Berthold läßt ein Buch drucken? murmelte er mit gerunzelter Stirn. Wird sein Name darauf stehn?

Gewiß, Vater, in großen Buchstaben: **Berthold Robyn.** Ich habe das Titelblatt gesehn. Es dünkt mich, es erhebe den Menschen, wenn sein Name auf einem Werk seines Geistes gedruckt steht.

Herr Kemenaer schüttelte nachdenkend den Kopf, überwand jedoch bald seinen Aerger.

Bah! sagt er, man vergibt einem Jüngling mehr als eine Narrheit. Berthold wird vielleicht nicht lange warten, um seinen schlechten Streich zu beklagen; denn der Spott, der Neid . . .

Aber, Vater, fiel Laura ihm in die Rede, ich begreife die Welt nicht. Berthold fürchtet auch; er zittert, als müßte das Erscheinen seines Buchs ihm eine Leidensquelle werden. Wer sollte ihn verfolgen? Ist es eine Missethat, Gottes Werke zu besingen und die reinsten Entzückungen der menschlichen Seele durch die schönsten Sprachformen auszudrücken? Erhebt nicht ein schönes Gedicht unsern Geist zu einem veredelnden aesthetischen Gefühl? Erfüllt es unsre Herzen nicht mit dankbarer Lebensfreude, indem wir unsre höhere Bestimmung erwägen? Warum denn sollte man den Dichter hassen? . . . Was siehst du? Ach, Monck, der dort im Pfad sich nähert! . . . Ich weiß nicht, was ich gegen diesen Monck fühle; wenn ich ihn sehe, friert mich. Du hättest es auch lieber, daß er hier wegbliebe, nicht wahr, Vater?

So täuschest du dich über die Menschen, sagte Herr Kemenaer, der seine Aufregung bereits bezwungen hatte. Die Ankunft Moncks erfreut mich; ich erwarte ihn, er muß mir eine wichtige Nachricht bringen. Siehst du, Laura, Monck ist kein Dichter; er ist ein Mann des wirklichen Lebens, schlau, verständig, geschickt. Seine Kunst besteht darin: Geld aus Geld zu ziehen . . . und verschafft diese Kunst keinen Ruhm, so gibt sie doch Reichthum, Ansehn und Macht. Er hat ein einfaches Wesen, der arme Monck; aus Anhänglichkeit an Herrn Robyn, seinen alten Prinzipal,

aus Gewohnheit vielleicht, bleibt er Buchhalter; aber sei sicher, er ist gewandt und listig genug, um Millionen zu sammeln.

Laura dachte anders darüber. Mit stolzer und kalter Miene sah sie den Buchhalter des Herrn Robyn im Gange nahen.

Monck war ein Mann von mittlerer Größe und konnte etwa ein Alter von vierzig Jahren erreicht haben. Was beim ersten Anblick seinem Gesicht ein sonderbares Aussehn gab, war die Abwesenheit von Haaren an seinen Augenbraunen und Augenlidern. Sonst war nichts Außergewöhnliches darauf wahrzunehmen, als vielleicht das beständige Lächeln, das auf seinen dünnen Lippen festgewachsen schien und der schmeichlerische Ausdruck, der aus seinen halbgeschlossenen Augen blinzelte. — Im Grunde hatte sein Gesicht keinen irgendwie bedeutsamen Zug; es sprach von nichts und ließ nichts vermuthen als einen bescheidenen Menschen, der zu unbedeutend und zu einfach ist, um Jemand betrügen zu wollen oder zu können. — Seine Kleidung stimmte völlig mit dem Charakter seines Gesichts überein; ein langer nachläßig getragener Frack hing ihm beinahe bis zu den Fersen herab; sein Hut war seit lange nicht mehr neu; aber sein Halstuch und sein Hemd waren weiß wie Schnee.

Mit vielen Verbeugungen nahte er Laura und begrüßte sie, während er mit demüthigem Tone sagte:

Ach vergeben sie mir doch, liebes Fräulein Kemenaer, daß ich es wage, Sie hier im Anschauen der schönen Natur zu stören. Ich bitte Sie hundertmal um Verzeihung... Wenn Herr Kemenaer mir ein Augenblickchen, ein kleines Augenblickchen vergönnen will, werden Sie auf der Stelle von meiner unzeitigen Gegenwart erlöst sein.

Mein Herr, besorgen Sie Ihre Geschäfte, antwortete Laura mit kühler Höflichkeit. Sie brauchen mich nicht um Verzeihung zu bitten.

Monck lächelte und verneigte sich mit dankbarem Gemurmel vor dem Mädchen, als nähme er in seiner Einfalt ihren strengen Blick und die Kürze ihrer Antwort für Beweise von Wohlwollen gegen ihn.

Schon war Herr Kemenaer aufgestanden.

Kommen Sie, mein guter Monck, sprach er mit sehr freundlichem Ton. Lassen Sie uns einen Augenblick zusammen gehn. — Wie stehts? — Gut, sehr gut.

O Sie sind eine Perle von einem Mann . . . Laura, warte auf mich; ich kehre sogleich wieder zu dir zurück.

Zwei Wörtchen, ein klein Augenblickchen nur, mein Fräulein, wiederholte Monck mit seinem eigenthümlich schmeichlerischen Lächeln.

Beide entfernten sich dreißig Schritte weit und blieben dann, hinter einem Gebüsch, leise mit einander redend, stehn.

Laura setzte sich auf die Gartenbank nieder, beugte den Kopf und schaute zur Erde. Eine Weile dachte sie an die kriechende Höflichkeit Moncks und an die Freundschaft, die ihr Vater gegen den Buchhalter des Herrn Robyn zu hegen schien. Dann bannte sie das unangenehme Bild aus ihrem Geist; und, ihren früheren Gedankengang wieder aufnehmend, murmelte sie:

Ich begreif' es nicht. Wenn mein Vater mit seinen Bekannten über Berthold spricht, und sagt, daß er einmal sehr reich sein wird, dann zeugt Aller Antlitz von Billigung und Hochachtung; aber nennt er ihn Dichter, und sagt, daß er Verse macht, dann zucken Alle mit den Schultern und ein spöttisches Lächeln überzieht ihre Lippen. Die Kunst jedoch preisen sie hoch, und setzen sogar ihren Stolz darin, mit Bewunderung davon zu sprechen. Warum scheint denn der Künstler ihnen ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung? Sonderbar! Das Lied bezaubert sie . . . und sie hassen das edle Instrument, in dessen Innern es geboren ward.

Sie ward plötzlich aus ihren Sinnen gerissen durch die Stimme Moncks, der mit wiederholten Verbeugungen beim Vorbeigehn sagte:

Guten Tag, Fräulein Laura; Sie sehen, daß ich Ihre Güte nicht mißbrauche; verzeihen Sie mir doch gütigst . . . Ihr Diener, Ihr ergebener Diener.

Herr Kemenaer nahte seiner Tochter mit einem heitern Lächeln auf dem Gesicht, indem er sich vergnügt die Hände rieb.

Ach, du bist froh, Vater? rief Laura. Es ist also wahr, was Monck sagte? Er brachte dir wirklich gute Nachricht?

Ja, gute, sehr gute Nachricht. Ich freue mich.

Ach, Gott Dank! Laß mich Theil nehmen an deiner Freude, Vater, welche Nachricht hat dir Monck gebracht?

Laura, ich habe zehntausend Franks gewonnen! Zehntausend Franks auf einen einzigen Tag. Das ist doch schön, nicht wahr?

Es ist schön, weil es dich erfreut, murmelte kalt das Mädchen.

Du liebst das Geld nicht, Laura; du legst ihm wenig Werth bei . . . Natürlich, du weißt noch nicht, was es kostet.

Ich würde es vielleicht lieben, seufzte sie, wenn es dich nicht so oft mit Sorge und Verdruß belastete . . .

Komm, sprechen wir von etwas Anderem, unterbrach sie Herr Kemenaer. Was fragtest du mich, als Monck unsere Unterredung störte? Ach, ich erinnere mich, du fragtest mich, warum man gegen die Künstler nicht mehr Achtung hegt?

Warum die Welt den Dichter zu hassen scheint.

Das Wort ist etwas stark. Wird der Dichter gehaßt, so geschieht es wahrscheinlich durch seine Kunstgenossen, die andern Dichter. Darin liegt jedoch der Grund nicht, Laura. Es bestehen in der Gesellschaft zwei Mächte, die einander auf Erden die Oberherrschaft streitig machen, nämlich das Geld und der Geist; aber die Kraft des Geldes ist so unwiderstehlich und so übermächtig, daß der Geist sich zum willigen Sclaven des Geldes machen muß, oder er stirbt unfehlbar vor Hunger und Verzweiflung. Die Kunst ist die stolzeste Form des Geistes; in dieser Form weigert sie sich, der Macht des Geldes zu huldigen und das Geld rächt sich. Nichts ist natürlicher. — Hast du nicht gesehn, wie die Gesellschaft, die gestern Abend hier war, mitleidig lächelte, als ich sagte, daß Berthold Verse macht? Meine Bekannten sind Männer von Erfahrung, sie wissen, daß alle dem Menschen angeborne Vernunft, all sein Gefühl, alle seine Fähigkeiten noch unzureichend

sind, um ihm auf Erden ein erträgliches Loos zu sichern. Sie schätzen nur Dinge, die dem Menschen einen greifbaren Vortheil bringen, und ihm eine reelle Hülfe leihen, um sich durch das beschwerliche Leben durchzuschleppen. Das Wort Künstler flößt ihnen Mitleid ein. Sie begreifen nicht, wie ein Mensch, der mit Verstandeskräften vorzüglich begabt scheint, so unbesonnen sein kann, diese nicht zum Gewinnen von Geld zu gebrauchen und sich, wie ein trotziger Bettler über jeden erhaben dünkt, während er doch, um nicht zu verschmachten, an der Thür des Geldes anklopfen und um ein Almosen bitten muß . . . Diese Wahrheiten dürfen dich nicht betrüben, Laura; Berthold ist eine Ausnahme, ihn erwartet ein großes Vermögen; er macht wohl Verse, aber darum ist er doch kein Dichter, so wie man es versteht . . .

Welche eiskalte Welt schilderst du mir da, Vater! Deine Bekannten betrügen sich, wahrlich! Hat der Mensch denn keine Seele, die auch leben muß? Fühlt er denn nicht, außer seinen körperlichen Bedürfnissen, auch einen Drang nach höhern Bestrebungen — nach einer erhabenern Neigung, als die Liebe zur Materie und zum Geld?

Ein Lächeln trat auf ihres Vaters Lippen und er gedachte, auf ihre Frage zu antworten; doch jetzt erschien ein alter Diener im Gange.

Was hat Peter uns zu sagen? murmelte Kemenaer.

Wenn es dem Herrn gefällig wäre zu frühstücken? sprach der Diener.

Jetzt schon? Wir haben Zeit: sogleich!

Gut, Herr; aber ich muß unserm Fräulein melden, daß Lehrer Konrad bereits eine Viertelstunde im Sprechzimmer sitzt. Er sagt, daß Fräulein ihn so früh hätten kommen lassen.

Nun, nun, er kann warten; er wird dafür bezahlt, murrte Kemenaer.

Nein, nein, Peter, sprach Laura, bitte Konrad um Entschuldigung. Ersuche ihn, gefälligst in den Garten zu kommen.

Und ihren Vater bei der Hand nehmend, sagte sie bittend:

Nun, Vater, laß uns gehn. Ich habe Konrad ersucht, mir heute so früh meine Klavierstunde zu geben. Berthold hat ein schönes Mailied gemacht nach einer Melodie von Mendelssohn; Herr Konrad soll es mir bringen.

Nun ja, weil du es wünschest, antwortete Herr Kemenaer im Gange weiter schreitend. Ich weiß nicht, Laura, warum du dir so viel an diesem Konrad gelegen sein läßt. Vielleicht, weil Berthold ihm Freundschaft beweist? Man hat schon bei mir über diese Freundschaft geklagt. Berthold ist dazu bestimmt, reich zu sein und in der großen Welt zu verkehren. Es ist gar nicht passend, daß er durch die Stadt Arm in Arm mit einem Mann läuft, den die Noth zwingt, um einige Klavierstunden zu betteln und der überdies noch die Geige in der Kirche spielt!

Aber, Vater, Konrad ist ein talentvoller Künstler; ein Mann von Gefühl und Verstand.

Ich weiß es, Laura; er ist bescheiden, höflich, verständig, voll Erfahrung, voll Weltkenntniß, wenn du willst, aber, er ist doch nur ein Musikant! Man kann, innerhalb des Hauses, gegen solche Leute wohl freundlich sein; aber auf der Straße grüßt man sie mit einem gnädigen Lächeln und man geht vorbei. Es bringt dem guten Ruf Bertholds Schaden in der vornehmen Welt, daß man ihn mit Brodkünstlern umgehen sieht, als achtete er sich selbst für ihres Gleichen. Du mußt es ihm sagen; später wird er Last mit diesem Volke haben. Sie werden ihn an diesen frühern Umgang erinnern und ihn bestürmen, um Geld von ihm zu leihen. Weit entfernt, anständige Interessen zu zahlen, geben sie sogar das Kapital niemals wieder! Und außerdem, siehst du, das Sprichwort sagt: womit man verkehrt, damit wird man geehrt . . .

In diesem Augenblick trat Lehrer Konrad aus einem kleinen Laubgebüsch ihnen entgegen.

Der Mann konnte fünf und dreißig Jahre erreicht haben, obschon sein mageres und kränkliches Gesicht und sein leicht gebogener Rücken ihn wohl zehn Jahre älter erscheinen ließen. Es war in seinem ganzen Aeußern und in seinen Gebehrden etwas Zurückhaltendes und Angenehmes, das den Charakter der Demuth und Lauterkeit an sich

trug. Seine Kleider stimmten überein mit dem Amt eines Klavierlehrers, das er im Hause des Herrn Kemenaer verrichtete. Er hatte einen schwarzen Rock, eine weiße Weste und gelbe Handschuhe, deren Farbe etwas verblichen war; Hut und Rock waren oft und viel gebürstet worden, das konnte man an den grauen Rändern und Näthen wohl sehn.

So sprach an der Persönlichkeit des Lehrers Konrad Alles von Niedrigkeit und wohl auch etwas von Mißmuth; allein der Blick seiner Augen funkelte bisweilen auf eine ganz besondere Weise, als ob in seinem kränklichen und schwachen Leibe eine feurige Seele verborgen läge und trauerte.

Schon in der Ferne entblößte er den Kopf und nahte, den Hut in der Hand, Laura's Vater.

Dieser ging zu dem Musikus, grüßte ihn freundlich, nahm sogar seine Hand, — mit dem vordersten Glied seiner Finger, — und sagte mit einem ganz vertraulichen, doch höchst gnädigen Tone:

Herr Konrad, Sie werden es doch nicht übel nehmen, daß man Sie ein wenig warten ließ? Ich bitte tausendmal um Verzeihung. — Rechnen Sie eine Marke mehr.

Viel Güte, zu viel Güte, Herr Kemenaer, antwortete Konrad. Wenn ich zur Unzeit gekommen bin, oder Sie in Ihrer Morgenpromenade störe, so erlauben Sie mir, wieder fortzugehn. Ich werde zurückkehren, und wäre es auch zwei- oder dreimal auf einen Tag; und ich bitte Sie, wie um eine Gnade, mir von keiner zweiten Marke zu sprechen.

So? haben Sie denn Geld zu viel?

Ach, nein, mein Herr; aber ich bin so froh, da ich Ihnen zeigen kann, daß ich mich durch Ihr Wohlwollen geehrt fühle.

Kemenaer schlug dem Musikus auf die Schulter und rief mit Zufriedenheit aus:

Wahrlich, Sie rechnen gut; ich habe lange gedacht, daß mehr in Ihnen stäke, als Sie zeigen wollen. Ich glaube, daß Sie ein tüchtiger Kerl sein würden, wenn Sie nur

mit ein paar hunderttausend Franks auf die Welt gekommen wären.

Dieser Scherz schien dem Künstler nicht zu behagen; sein Körper zitterte unter der Hand, die ihm auf der Schulter lag und aus seinen Augen schoß ein Funke, den Herr Kemenaer glücklicherweise nicht bemerkte.

Laura erlöste ihn aus dieser erniedrigenden Lage. Sie steckte ihren Arm in den Seinen und sagte mit schmeichelndem Ton:

Lieber Herr Konrad, mein Vater sagt es zum Spaß. Haben Sie jetzt das Mailied mitgebracht? Ja? Diese Rolle? Lassen Sie sehn! Was sind Sie doch gut, lieber Herr Konrad. Ich danke Ihnen, daß Sie so früh gekommen sind. Lassen Sie uns zum Piano gehn. Sie werden wohl die zweite Stimme singen, nicht wahr? Es ist für Tenor; Sie haben eine Barytonstimme.

Ich habe eigentlich keine Stimme. Sie wissen es wohl, mein Fräulein, stammelte der Musikus.

So gut Sie können; es ist nur, damit ich fertig damit bin, bis Berthold kommt.

Ach, Fräulein Laura, antwortete Konrad, was könnte man Ihnen wohl abschlagen?

So; ich danke Ihnen für Ihren guten Willen. Kommen Sie nun. Nicht wahr, Vater, du erlaubst es, daß wir zum Piano gehn?

Und das Frühstück, Laura? Ich möchte nicht gern eine Stunde auf dich warten.

In der That, das hatte ich vergessen. Wie, wenn Lehrer Konrad mit uns frühstückte?

Ein erzwungenes Lächeln erschien auf dem Gesicht ihres Vaters, während er sehr freundlich sagte:

Ich wollte eben Herrn Konrad darum ersuchen. — Sie werden mir einen Gefallen thun; sein Sie so gut und nehmen Sie das Anerbieten an.

Sich zu einer Magd wendend, befahl er mit strengem Blick:

Anna, wer da auch komme, um mich zu sprechen, du sollst Niemand in den Eßsaal zulassen. Niemand; selbst Monck nicht, hörst du?

Der Musikus begriff den Sinn und die Absicht dieses Befehls; denn er kannte die Gesinnung von Herrn Kemenaer seit langem. Wieder kehrte er den Kopf seitwärts, um zu verbergen, was in seinem Innern vorging; aber Laura ergriff seine Hand, zog ihn zum Tische und rief mit unbefangener Heiterkeit:

Setzen Sie sich hier nieder, neben mich, lieber Herr Konrad. Sie sind ein braver Mann; ich weiß nicht, wie es kommt; aber ich freue mich immer, wenn ich Sie sehe.

Der Künstler setzte sich nieder auf den ihm durch Laura so freundlich angewiesenen Platz; doch er schob unwillkürlich seinen Stuhl zurück, als wollte er durch seine Haltung andeuten, daß er den Abstand nicht vergaß, der zwischen ihm und seinem reichen Gastherrn stattfand.

Eine Zeit lang sprach Kemenaer oberflächlich und gleichgültig über das letzte Concert im Theater, über die Gemälde der großen Ausstellung und über ein gewisses Buch, das damals viel Glück machte in der vornehmen Welt, wie schamlos unsittlich auch sein Inhalt war.

Konrad antwortete wenig; das kecke und leichtsinnige Urtheil von Laura's Vater verwundete sein Künstlerherz; doch bezwang er aus Höflichkeit seinen Aerger und nickte schweigend mit dem Kopfe.

Es ward in diesem Augenblick mit besonderer Kraft und Hast an der Hausthür geschellt.

Während das Mädchen durch den Hof ging, um die Pforte zu öffnen, spitzte Kemenaer die Ohren und legte die Hand an das Tischblatt, bereit, um aufzustehn. Er hörte bald das Geräusch von Männerschritten im Gange wiederhallen und verließ alsdann den Eßsaal, um nicht in der Gesellschaft des Musikus überrascht zu werden.

Sogleich jedoch trat er wieder herein, indem er die Thür für einen jungen Herrn öffnete und heiter sagte:

Willkommen, willkommen lieber Berthold, Sie werden sich freuen, Herrn Konrad hier zu finden, er ist so zu sagen, Ihr Freund . . . Was haben Sie da unter dem Arm? Bücher? Fürchten Sie nicht, daß man sie für einen Student oder für einen Buchbinder hält?

Aber Berthold gab nicht Acht auf diesen Scherz. Mit

dem Erröthen der Aufregung ging er zu Laura, die aufgesprungen war und seine Ankunft durch einen Freudenschrei begrüßt hatte.

Laura, stammelte er, sieh hier das erste Kind meiner bescheidenen Muse. Es ist unter deinem Blick geboren; sei nachsichtig gegen das arme Kind . . . Herr Kemenaer, nehmen Sie gleichfalls ein Exemplar an, nicht weil es Werth hat, sondern als einen schwachen Beweis meiner Hochachtung . . . Sie auch, Konrad. Ich bestimmte diesen Abdruck für meinen Oheim; aber ich werde mir einen andern von meinem Drucker holen . . .

Während Berthold bebend nachzuspähen schien, welchen Effekt die Erscheinung seines Buches auf Jeden machte, waren die Andern mit dem Durchblättern seiner Gedichte beschäftigt. Herr Kemenaer lächelte beim Lesen der Ueberschriften und murmelte: Begeisterung — Lenzlied — Lobgesang auf den Schöpfer — An die Nachtigall.

Laura zitterte vor Freude und warf die Blätter schnell um, als wollte sie in der Sammlung Gedichte suchen, die ihr bekannt waren; und wirklich, sie fand eins, worauf sie wie hingerissen und mit starren Augen hinsah. Es trug zur Aufschrift „An Sie."

Die Augen des Musikers schienen mit ungemeinem Glanz zu leuchten; er hatte wahrscheinlich in dem Buche ein Stück angetroffen, das ihm besonders gefiel; denn seine Lippen bewegten sich und er rührte die Hand zu leisen aber kräftigen Gebehrden, als wäre er damit beschäftigt die Verse innerlich zu declamiren.

Berthold war ein schöner Jüngling mit stark markirten Zügen. Seine Wangen waren nicht roth; aber die Farbe seines Angesichts war doch rein. Unter seiner hohen Stirn glänzten zwei schwarze Augen, mild und feurig zugleich; sein von einem noch jungen Knebelbart überschatteter Mund zog sich manchmal zu einem schärfern Ausdruck zusammen und seine dichten Augenbraunen falteten sich wohl einmal zu tieferem Nachdenken, wenn er abwechselnd Laura und ihren Vater anschaute. In seiner Kleidung, in seinen Gebehrden und sogar in seinem stillen Lächeln lag ein Ton von unbefangener Freundlichkeit und von bescheidenem

Stolze, der beim ersten Blick erkennen ließ, daß dieser Jüngling außer der angebornen Herzensgüte auch den feinen Anstand der vornehmern Welt besaß.

O, Vater, Vater, horche, wie schön ist doch das Gedicht! rief Laura, indem sie mit dem Buch in der Hand aufstand. Welche herrliche Gedanken!

Und sie begann mit begeisterter Stimme Folgendes zu lesen:

Geschenkt hat die Natur dem jungen Aar
　　Der Flügel Kraft, die Wolken zu durchdringen;
Sie gab dem jungen, aufgeblühten Jahr
　　Die Nachtigall, das Morgenlied zu singen;
Sie gab den Pinsel edler Künstlerschaar,
　　Um Seelen zur Bewunderung zu zwingen;
Und mir gab sie die Zither in die Hand,
　　Um Ruhm zu künden meinem Vaterland!

Laura, einen Augenblick, wenn dirs gefällt! unterbrach sie Herr Kemenaer, der nicht zugehört und den Blick wie erzürnt auf das Buch gerichtet gehalten hatte. — Berthold, was bedeutet das Gedicht, das auf der fünfzigsten Seite steht? Auf wen haben Sie das gemacht?

Auf Niemand! antwortete Berthold verwundert.

Laura hatte auf der Stelle die bezeichnete Seite aufgesucht und las nun mit halber Stimme und nachdenkend den Anfang des Gedichts, das zur Aufschrift trug:

Der Wucherer.

Dort in dem marmornen Pallast, den man verwundert sieht,
Dort wohnen Lust und Ueberfluß, doch Seelenfriede flieht.
Da irrt ein schattenhaft Geripp' verzweifelnd in die Runde,
Deß bleiches Antlitz deutlich gibt von Sünde böse Kunde
Und das vergebens Rettung sucht im Schooße eitler Pracht...

Ein geheimer Schreck schien Laura zu ergreifen, als der letzte Vers ihrem Mund entschlüpfte. Sie schwieg und beugte das Haupt.

Herr Kemenaer durchschaute die Empfindung seiner Toch-

ter. Er that sich äußerste Gewalt an, um seinen Aerger zu verbergen und sprach mit freundlichem Ton:

Nun, fahre fort, Laura. Der Gegenstand ist allerdings sonderbar für einen jungen Dichter, der die Welt noch nicht kennt; aber die Verse sind doch gefühlvoll und schön . . . Komm, ich werde sie selbst vorlesen.

Halb lachend und scheinbar ohne alle Aufregung nahm Kemenaer die unterbrochene Vorlesung wieder auf; und wo das Gedicht ihm von kräftigem Ausdruck schien, legte er sogar mehr Nachdruck in seine Stimme:

Da irrt ein schattenhaft Geripp', verzweifelnd in die Runde,
Deß bleiches Antlitz deutlich gibt von Sünde böse Kunde,
Und das vergebens Rettung sucht im Schooße eitler Pracht.
Des Morgens steht er auf vom Bett, entnervt und ohne Macht,
Nicht füllt und kürzt ihm Thätigkeit des Tages weit're Theile,
Er sieht rings um sich überall nur Graus und Langeweile,
Vergebens beut ihm Ost und West die reichsten Schätze dar,
Die Wunderspenden aller Kunst, er wird sie nicht gewahr.
Er sieht die Marmorzierden nicht in seinen Gängen prangen,
Noch merkt er der Tapeten Füll' an breiten Wänden hangen,
Nicht seinen Mahagoniflur, wie Bildwerk eingefügt,
Nicht wie des Vorhangs seidner Schnee am Fenster stolz sich wiegt,
Noch wie die Perlen selbst der Kunst in Prunkgemächern strahlen,
Dem Auge feinster Sinnenreiz, den Haufen Golds bezahlen!
. . . .
So lastet Ekel nur auf ihm den ganzen langen Tag,
Und Abends in den weichen Stuhl versinkend, sagt er: ach!
Doch sieht er mal sich selber an, schnell schließt das Aug' er wieder,
Als schaute er in seine Seel', wie in die Hölle nieder. *)

---

*) Siehe Ledegancks, zerstreute und nachgelassene Gedichte.

Beim Schluß nahete er Berthold, schüttelte ihm die Hand und sprach:

Nicht schlecht, in der That: viel Kraft und Farbe, schöne Worte. Etwas unerfahren, etwas Mangel an Weltkenntniß; aber hübsch zusammengestellt. Es sind hier und da einige kleine Fehler darin; ich möchte wohl gerne einmal mit Ihnen weiter darüber plaudern. — Laura wollte vor Ihrer Ankunft ein neues Lied probiren, das Sie mit ihr singen sollen. Wenn sie jetzt mit Lehrer Konrad zu ihrem Piano gehen wollte, dann könnten wir noch einen Augenblick zusammen bleiben und uns etwas unterhalten über Kunst und Geschmack. Ich bitte dich, Laura, folge deinem Lehrer zum Piano.

Konrad hatte sich bereits erhoben; Laura verließ mit ihm das Zimmer, zögernd und traurig, als ob es sie schmerzte, nicht länger bei Berthold bleiben zu können, um mit ihm die Freude des ersten Erscheinens seines Buchs zu genießen. Sie gehorchte gleichwohl dem Wunsche ihres Vaters ohne irgend ein Zeichen von Unwillen.

Sobald die Thür des Zimmers geschlossen war, ließ Kemenaer sich lachend in einen Lehnstuhl fallen, kreuzte die Arme auf die Brust und sagte mit scherzendem Ton:

Setzen Sie sich, Berthold. — Nun, wirklich, sagen Sie mir, sind Sie närrisch geworden?

Ich glaube es wenigstens nicht, antwortete der Jüngling. Warum solch' eine Frage, Herr Kemenaer?

Was haben Sie da für Unsinn geschrieben über einen Wucherer? Sie vergessen also, wer Sie sind und zu welcher Klasse der Gesellschaft Sie gehören? Sie sind sehr reich oder werden es werden.

Ich verstehe Sie nicht.

Ihre Verse sind die Sprache eines Hungerleiders, der mit zerrissenen Schuhen läuft, und von Neid verzehrt wird gegen die Leute, welche ein besseres Loos auf der Welt haben als er. Mit einem Worte, Sie sprechen in diesem Stücke, wie ein armer Poet, der auf dem Wege nach dem Spital ist.

Bertholds Stirn färbte sich mit einer leichten Röthe;

aber er bezwang seine aufsteigende Entrüstung und antwortete:

Ist denn der Wucher kein tadelnswerthes Laster? Wird er nicht durch Gesetz und Religion verurtheilt?

Gewiß, gewiß, Berthold murmelte Kemenaer mit grimmigem Spott.

Der Dichter kann nicht allein loben, was gut ist; er muß auch wie ein moralischer Heilkünstler das glühende Eisen an die Wunden legen, die an der Gesellschaft wie ein Krebs fressen . . .

Bah! das sind Worte! Sie glauben, daß die Erde sich nicht nach ihrer Gewohnheit drehen wird, weil die Dichter und andere Scribler gegen die reichen Leute schreien? Aber, bei Gott, die Welt steht schon so viele tausend Jahre und noch sind die Künstler immer gleich arm und immer gleich unbesonnen.

Aber, Herr Kemenaer, der Wucher ist glücklicherweise ein seltenes Laster; warum setzen Sie doch voraus, daß ich mich in meinem Gedichte gegen die reichen Leute im Allgemeinen habe erheben wollen?

Warum? Weil die Worte Wucherer und reicher Mann im Munde und in der Feder der Neider beinahe dasselbe bedeuten; wenigstens verwechseln sie aus Bosheit das Eine mit dem Andern . . . Es ist der Mühe nicht werth, so lange darüber zu sprechen. Lassen Sie uns ruhiger sein. Sagen Sie mir einmal offen heraus, Berthold, in welcher Absicht haben Sie Ihre Gedichte drucken lassen?

Der Jüngling zögerte und schien durch diese unumwundene Frage etwas überrascht.

Ich weiß es selbst nicht recht, stammelte er. Es ist ein unwiderstehlicher Trieb, eine geheime Kraft, die endlich den Entschluß in mir hervorrief oder vielmehr die meine Furcht und das Widerstreben meines Willens überwand.

Ruhm, nicht wahr? sagte Kemenaer, Weihrauch? Wissen Sie wohl, wie es Ihnen gehen wird? Mich dünkt, ich sehe schon Ihre freundschaftlichen Collegen — denn jetzt haben Sie alle diese ausgehungerten Pfuscher zu Collegen — mich dünkt, ich sehe sie ihre Federn in dem Galläpfelsaft ihres Tintenfasses herumrühren, um Sie in Stücke zu

zerreißen und mit Spott zu überhäufen. Es müßte denn freilich sein, daß Sie ihr Lob mit Geld erkauft; denn diese Herren sind nicht so stolz, daß sie nicht vor einem Goldstück demüthig den Hut abnähmen! — Ihr Name wird in den Zeitungen stehn; hier wird man rufen, daß Sie ein Phönix sind, dort wird man schreien, daß Sie verdienen, Disteln zu essen . . . und am Ende von alledem, werden alle vornehmen Leute Sie lächerlich finden, und Sie werden sich auf die Nägel beißen, wie Jemand, der eine unverbesserliche Dummheit begangen hat. Ach, Sie, die Sie durch Ihr Vermögen die Kunst könnten vor ihren Füßen kriechen sehn, Sie verrathen Ihren schönen Namen an den Neid und die Tadelsucht des gemeinen Volks.

Berthold, durch diesen kalten Spott tief verwundet, hielt noch aus Schonung für Laura's Vater an sich, soviel es ihm möglich war; gleichwohl zitterte schon eine fieberhafte Erbitterung in seiner Stimme, während er antwortete:

Alles, was Sie sagen, mag wohl wahr sein, Herr Kemenaer; Jedermann muß jedoch selbst fühlen, was für Bedürfnisse Gott seiner Seele eingeflößt hat. Ein Leben, so eiskalt und selbstsüchtig, wie Sie es mir anrathen, erfüllt mein Herz mit Verzweiflung, ich will glauben an die Tugend, glauben an die Zukunft der Menschheit . . . und ist die Laufbahn, die ich mir gedacht habe, nicht anders zu durchwandeln, als mit Spott und Leiden, wohlan, ich nehme das Loos an, das Sie mir vorhersagen.

Kemenaer sagte mit lächelndem Kopfschütteln:

Sie sind jung, Berthold; Ihre Unerfahrenheit zeigt Ihnen nur immer die Außenseite von den Dingen. Wäre es nicht viel besser für Sie, in Frieden den Wohlstand zu genießen, der Ihnen beschieden ist? — Und suchen Sie Ruhm, Ansehn, Hoheit? Stützen Sie sich auf die Macht des Geldes: das Geld kann Alles, das Geld gibt Alles!

Geld allein! rief der Jüngling mit Entrüstung. Kein Gott, keine Tugend, keine sittliche Würde mehr: Geld! Aber was für eine Welt wollen Sie denn dem Menschen bereiten? Also sollte es auf Erden nur noch zwei aner-

kannte Mächte geben: Geld und Schlauheit, um es zu erlangen?

Es ist doch so! murmelte Kemenaer. Und es möge Sie nun ärgern oder nicht, alle wirklich vernünftigen Leute sind davon überzeugt: Geld vermag Alles.

Geld vermag Alles? wiederholte der Jüngling mit herbem Lächeln. So scheint es allerdings, wenn man nur die augenblickliche Gegenwart ansieht; aber lesen Sie doch in der Geschichte aller Völker; folgen Sie dem Gange der Menschheit durch alle Jahrhunderte. Wer hat die Nationen zu dem gemacht, was Sie sind? Wer hat das Licht der Bildung durch die Welt verbreitet? Wer hat die Naturkräfte gezwungen, als dienstbare Sclaven für das Wohlsein der Menschen zu arbeiten? Alles, was wir besitzen: Gesetze, Recht, Freiheit, materielle Macht, moralische Würde, wer hat es uns geschenkt? — Das Geld, meinen Sie? O nein, der Geist! der Funke von Gottes Wesen, der in den Menschen allein gesenkt ist, damit er aus der Höhe seiner Verstandesmacht über die Materie dauernd herrsche . . . Und sagen Sie doch nicht, daß der Geist der Sklave des Geldes, dieser Vergötterung des Materiellen werden kann. Das Geld herrscht über bestimmte Menschen, nicht über die ganze Menschheit; es ist eine Macht für einen Augenblick; sein Einfluß erstreckt sich nicht weiter, als über den gegenwärtigen Tag. Der Geist ist die Menschheit selbst; was er gründet, ist unsterblich, es lebt fort durch alle Zeiten, es entwickelt sich, es wird immer größer. Viele Völker sind von der Erde verschwunden, die Zeit hat ihre materiellen Schöpfungen niedergerissen und unter Trümmer begraben; aber in unsern Sprachen, in unsern Gesetzen, in unsern Künsten, in unsern Wissenschaften, lebt ihr Geist fort, — weil eben von aller Arbeit des Menschen nichts unsterblich ist als die Werke des Geistes allein . . .

Herr Kemenaer schien durch die zitternden Worte und den funkelnden Blick Bertholds tief ergriffen. Das Lächeln war allmählig von seinem Gesicht verschwunden und er sah den Jüngling mit etwas ärgerlicher Verwunderung an. Als jetzt seine begeisterte Stimme nicht mehr durch das Zimmer

schallte, gewann Kemenaer augenblicklich seine Ruhe wieder und antwortete ohne Erbitterung in der Stimme:

Ihre Worte sind hochtrabend, Berthold; diese Gedanken haben Sie aus Büchern geschöpft, die von Männern geschrieben waren, die sich selbst beräucherten. Welchen Beweis können Sie beibringen aus einer Welt, die vorüber ist oder aus einer, die noch kommen soll? Sehen Sie sich rings um in dem wirklichen Leben. Was ist ein Künstler oder ein Gelehrter ohne Geld? Ein armer Teufel, der vor Mangel verschmachtet, und bittend darauf wartet, ob sich das Geld nicht einmal seiner gefälligst erinnern möchte? Wer wird heut zu Tage geehrt, gefürchtet und gepriesen? Der, welcher Geld hat. Mögen die Dichter darüber schreiben was sie wollen, es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben.

Aber, Herr Kemenaer, nehmen Sie es mir doch nicht übel, Sie irren sich! rief Berthold ungeduldig aus. Reisen Sie durch die ganze Welt; sehn Sie die Völker mit Stolz hinzeigen auf die Denkmäler des Ruhms ihres Vaterlands; hören Sie sie Alles rühmen, was zu ihrer Ehre übrig bleibt aus der Vorzeit; — lesen Sie die unsterblichen Namen, die von Allem, was erhaben ist auf Erden, Ihnen in die Augen strahlen. Sind es Namen von Männern, die auf die Macht des Geldes sich stützten? O nein, der Name des reichen Krösus erweckt Spott; der Name des armen blinden Homer erfüllt seit sieben und zwanzig Jahrhunderten sogar das Herz der Könige mit Ehrfurcht!

Herr Kemenaer schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern.

Es liegt mir wenig daran, sprach er, zu wissen, was man über mich sagen wird, wenn ich todt bin. Ich habe wirklich Mitleiden mit Leuten, die ihr ganzes Leben in Mangel und Geringschätzung zubringen in der Hoffnung, daß man ihren Namen nennen wird, wann sie es nicht mehr hören können. Aber — vergeben Sie mir das Wort — es scheint mir vor Allem unbegreiflich verkehrt, daß Sie, Berthold, der Sie nach dem Tode Ihres Oheims vielleicht eine Million besitzen werden, gleich jenen elenden

Neidhammeln dem Gelde und den reichen Leuten den Krieg erklären wollen.

Sie beschuldigen mich mit Unrecht, Herr Kemenaer, antwortete Berthold mit mehr Gelassenheit. Ich hasse das Geld nicht. Es ist ein nothwendiges Mittel zur Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens; es wird sich immer in gewissen Händen aufhäufen als die gesammelte Frucht von langer Arbeit oder von größerer Fähigkeit. Ich fühle die höchste Achtung für einen wohlhabenden Mann, der seinen Wohlstand genießt, ohne sich ganz dem Gelde zum Sclaven zu machen; der da annimmt, daß es noch andere lobenswerthe Eigenschaften gibt als den Reichthum, und daß der Mensch auch mit Herz und Geist leben muß, um auf Erden seine Bestimmung, als Gottes Auserwählter, erfüllen zu können. Aber wen ich hasse, das ist der Mann, welcher meint, daß er Alles um ihn entzaubern und zur Materie machen muß, damit er dann, als Herr des materiellen Guts, ein Abgott werden könne unter den Anbetern der Materie. Wogegen ich mich aus allen meinen Kräften erheben werde, das ist die Lehre, daß das Geld Alles überwiegt, und Alles ersetzen kann; daß außer dem Gelde weder Macht noch Würde noch Glück auf Erden möglich ist. Diese Lehre ist der Krebsschaden, der seit einem halben Jahrhundert die Europäische Gesellschaft zernagt. Sie vernichtet alles Gefühl von Aufopferung, von Pflicht und Tugend; sie erstickt allen Glauben, alle Liebe, alle Geduld. — Man sagt der Menge, daß sie vor dem Gelde wie vor dem alleinigen Gott knieen, daß sie die Materie als die alleinige Quelle des Glücks anbeten müsse. So entwickelt man in dem Menschen allein die Leidenschaften, die er mit den Thieren gemein hat: sinnliche Gier, materielle Wünsche, immer wachende Mißgunst. Was wird daraus entspringen? Die Vorzeichen haben sich bereits gezeigt. Wenn die Personen höherer Stände selbst anerkennen, daß sie kein anderes Recht zu dem Besitze des Geldes haben, als die Thatsache des Besitzes allein; wenn sie alle persönliche Würde läugnen, wenn sie lehren, daß Geld allein hinreicht, um aus einem Bettler oder einem Dummkopf einen ausgezeichneten Menschen zu machen, warum sollte dann das gemeine

Volk sich nicht angespornt fühlen, um durch seine rohe Kraft dies Geld sich anzueignen, dessen Besitz Alles, sogar das Laster rechtfertigen müßte? In vorigen Zeiten meinten die Besitzer der irdischen Güter, daß es ihre Pflicht wäre, der Menge das Beispiel aller Tugenden zu geben; sie waren die heldenmüthigen Vertheidiger des Vaterlandes, die Beschirmer der Künste und Wissenschaften, die wackern Wächter am Heiligthum der menschlichen Bildung und Sittlichkeit. Jetzt aber sollten sie im Gegentheil alle Tugenden leugnen, und dem Volke nur das Vorbild von Eigennutz, Schlauheit und Materialismus sein? Ich vermag an solchen tiefen Fall nicht zu glauben. Die Mehrheit der Reichen denkt nicht so; und wenn das Glück mir wirklich günstig ist, so werde ich mich der Zahl derjenigen anreihen, die da meinen, daß das Geld eine Macht ist, die geheiligt werden muß durch ihre Verwendung zum Guten, Edlen und Schönen. — Das Loos hat mir ausgedehnte Geldmittel vorbeschieden: ich werde reich sein, aber dies befriedigt meine Wünsche nicht. Ich will von Oben niedersehen können auf die Materie, worin der gefühllose Mensch liegt und herumwühlt; ich will auf dem Gebiet des Geistes etwas werden, mein Wesen durch das Wort vervielfältigen, die Gemüther aus dem Schlamm der Erde zu Gott erheben . . . und so endlich mein Haupt niederlegen mit dem Bewußtsein, daß ich im Leben noch etwas Anderes gethan habe, als Hochmuth gepflegt und sinnliche Lüste befriedigt. — Vielleicht wird man dann nach meinem Tode meines Namens noch mit Dankbarkeit gedenken. Wer weiß? — Es ist vielleicht ein Traum; aber er ist so schmeichelnd, so schön, daß alle großen Geister der Welt zu seiner Verwirklichung das Kreuz des Martyriums angenommen haben.

Ob nun dem Herrn Kemenaer diese Unterredung ohne erreichbares Ende schien oder ob er, aus Vorsicht, den aufgeregten Jüngling in seinem Gefühl nicht länger reizen wollte, er stand auf und sagte:

Schöne Worte, aber wenig gute Gründe! Es ist Ja und Nein, wie bei allen Dingen, die auf keinem greifbaren Grunde beruhen. Glücklich für Sie, Berthold, daß Sie reich sind. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie Ihre

Denkweise nicht zu spät bereuen, — kommen Sie, lassen Sie uns jetzt zum Piano gehn. Laura will das Mailied singen, das Sie gemacht haben . . . Ein Mailied, etwas an den Mond, etwas, das Niemand kränken kann, dagegen würde ich im Grunde wenig haben; aber ins wirkliche Leben der Menschen greifen, bekritteln und tadeln? Es ist gefährlich, sehr gefährlich, Berthold. — Nun, wir werden später weiter darüber reden; Ihre junge Begeisterung wird sich schon abkühlen.

Noch ganz roth von aufgereiztem Gefühl, folgte Berthold Herrn Kemenaer, der die Thür eines Nebenzimmers ihm öffnete, woraus der Schall von Laura's schöner Stimme ihnen schon entgegen klang.

II.

Die Wohnung des alten Herrn Robyn stand in einem abgelegenen Stadtviertel und hatte ein sehr bescheidenes Aussehn. Sie hatte eine schwarze Pforte zum einzigen Eingang und zu ebener Erde nur vier Fenster, die zur größern Sicherheit mit eisernen Stäben versehen waren. Hinter der Pforte, etwa zehn Schritte davon, befanden sich in einem Gang, der sich weiter ins Gebäude hinein zog, zur rechten Seite verschiedene Thüren, die zu den Sprechzimmern führten, wo man die Leute, die etwas von Herrn Robyn zu bitten hatten, warten ließ. Die alte Magd, die gewöhnlich die Pforte öffnete, wenn geschellt wurde, kannte den Wunsch ihres Herrn und sie war darauf abgerichtet, niemals zwei Fremde in dasselbe Zimmer zu führen, sowie zu verhindern, daß jemals einer von ihnen wissen konnte, wer zu derselben Stunde mit ihm sich im Hause von Herrn Robyn befand.

Links, mehr nach der Straße zu, war nur eine Thür, durch welche man in das Bureau trat.

Dieses letztere Zimmer war ziemlich geräumig und hoch; seine beiden Fenster waren mit grünen Vorhängen geschlossen, damit niemals ein unbescheidener Blick von Außen hindurchdringe. Weil so die niedrigen Fenster wenig Licht durchließen, herrschte im Bureau des Herrn Robyn ein Halbdunkel, bei dem einem das Herz frostig und traurig wurde. Außer einem schwarzen Pult, drei Stühlen, einem gepolsterten Lehnstuhl und einem Fach mit geschlossenen Schubladen, um Papiere hinein zu legen, befand sich

nur eine hohe Kasse darin, ganz mit eisernen Bänden umschmiedet, durch dicke Riegel an den Boden befestigt und mit vielen seltsamen Schlössern versehn . . .

An demselben Morgen, wo Berthold im Hause des Vaters von Laura die Kunst vielleicht mit mehr Geschick als Glück vertheidigte, saß Monck, der Buchhalter des Herrn Robyn im Bureau vor dem Pult. Er ließ den Kopf auf beiden Händen ruhen und blieb lange Zeit unbeweglich.

Wer ihn so überrascht hätte, würde wahrscheinlich gedacht haben, er sei in tiefen Schlaf versunken. Hätte er jedoch gesehn, wie das muntre Auge des Buchhalters manchmal freudeblitzend sich umsah, er hätte bei dem Glanze dieses scheelen Schlangenblicks gezittert.

Monck ließ endlich die Arme auf das Pult sinken und murmelte mit schlauem Lächeln in sich hinein:

Sollte Herr Kemenaer etwas vermuthen? Er richtet an mich so sonderbare Fragen; er schmeichelt mir; er macht unbestimmte Anspielungen, um zu erfahren, ob ich auch Kenntniß habe von gewissen geheimen Dingen, die er mit dem alten Robyn abgemacht hat. Wüßte er, daß ich aus den Papieren, die Herr Robyn mir zum Verbrennen gab, eins zurück behalten habe, das Säcke Geldes werth ist! Ahah, Herr Kemenaer, Sie sind nicht schlau genug, um einen alten Fuchs wie Monck zu berücken. Dies Stück Papier kann für mich eine Leibrente werden, wenn die Noth mich zwingt, mich nach ungewöhnlichen Rettungsmitteln umzusehn. Man weiß nicht, was geschehen kann. Wohl versichert Herr Robyn täglich, daß er mir ein ansehnliches Legat hinterlassen wird; aber er meint, daß er ewig leben wird und verschiebt das Testamentmachen von einem Tag zum andern. Der Geizhals! Er schreckt vor einem Testament zurück, als wäre das eine unbesonnene Abtretung seines Vermögens. Wenn nun die Brustwassersucht ihn dahinraffte! Ich würde Nichts bekommen? Berthold würde Alles kriegen? Wir werden es sehn! . . . Aber müßte ich dies Haus verlassen, dann würde sich Herr Kemenaer doch des armen Monck annehmen und für ihn sorgen. Das kostbare Papier mit seiner Handschrift ist ein kräftiger Empfehlungsbrief bei ihm. Er ist reich und wird einige

Tausende aufopfern, um seine Ehre — vielleicht seine Freiheit — nicht in Gefahr bringen zu lassen . . .

Die Hausglocke tönte durch den Gang und erregte auf besondere Weise des Buchhalters Aufmerksamkeit. Er schritt selbst nach der Thür zu, als ob er Jemand erwartete, doch seine Gesichtszüge bezeugten, daß er sich sehr getäuscht sah, als die alte Magd in das Bureau trat und ihm mit leisen und geheimnißvollen Worten sagte:

Es ist der Bauunternehmer, der gestern hierher kam. Ich hab' ihn ins grüne Zimmer geführt.

Er soll warten, bis Herr Robyn herunter kommt, murmelte der Buchhalter.

Da ist auch eine Frau, die schon seit einer halben Stunde im runden Zimmer sitzt. Sie sieht aber gemein aus; die Thränen laufen ihr von den Backen: es wird nicht viel sein.

Ich kenne sie; sie steckt in schlechten Kleidern ... Margarethe, Ihr wißt, was ich Euch gesagt habe, nicht wahr? Wenn der Arbeiter kommt, der vorgestern an der Thür mit mir gesprochen hat, dann bringt ihn nur gleich ins Bureau! Wie geht es oben? —

Schlecht! Schlecht! Er hat die ganze Nacht gehustet und geröchelt, als ob er sich bereit machte, in die andere Welt abzureisen. Ich habe ihm gestern Abend und diesen Morgen wohl zwanzig Mal und auf alle mögliche Weise davon gesagt, daß er sein Testament machen müsse. Es hat noch keine Noth sagt er. Mir verspricht er ein sehr ansehnliches Legat und ich bin wohl sicher, wenn der Tod den alten Filz nicht überrascht, daß ich reich sein werde; darum spreche ich nicht von mir, sondern immer nur von Ihnen.

Gute Margarethe! sagte Monck. Es ist aber nur eine gegenseitige Freundschaft; ich thue dasselbe zu Eurem Vortheil.

Es ist zu unserm beiderseitigen Vortheil. Sie loben mich; ich preise Sie himmelhoch, ich rühme Ihre Aufopferung und Ihre Anhänglichkeit. So wird der Geizhals uns Beiden viel mehr geben, als er sonst thun würde. Ist es nicht gleichgültig, wer von uns das Meiste kriegt, da wir doch unsere beiden Legate zusammen bringen werden?

Ja, wirklich, Margareth'!

Und wenn er todt ist, dann werden wir ein schönes Leben haben. Lange brauchen wir nicht zu warten mit der Heirath; denn wir sind keine Verwandten von dem Filz.

Das ist wahr!

Wir sind Beide nicht jung mehr! sagte Margareth', indem sie sich lachend die Hände rieb. Schön sind wir auch nicht; aber wenn wir nur erst die Thälerchen haben, dann wollen wir schon zeigen, ob das nicht hinreicht, um in Freundschaft zu leben und glücklich zu sein. Was sagen Sie dazu, liebes Monckchen?

Ich meine es gleichfalls so, Ihr wißt es wohl, antwortete der Buchhalter, der in Gedanken war.

Ich will wieder nach Oben gehn und zu ihm noch einmal vom Testament und über Ihre Dienste sprechen: und wenn er herunter kommt, so versuchen Sie einen kräftigen Angriff, Monck; denn dem Filz könnte etwas zustoßen, und er könnte uns entwischen. Himmel! denken Sie mal, dann würde der feige Schwätzer Alles bekommen!

Monck zuckte mit den Schultern.

Aber, wenn man nun wirklich einmal den Murrkopf in seinem Bett todt fände? Was dann?

Dann nichts!

Nichts? Wäre ich an Ihrer Stelle!

Was würdet Ihr thun?

Wenn ich die Schrift Robyns so genau nachmachen könnte als Sie? Und wenn der Alte unerwartet stürbe? Ich schriebe selbst ein Testament.

Zitternd vor Ueberraschung und wohl auch vor Angst, antwortete Monck:

Sinnlose! Ihr würdet mich auf dem Schaffot sehen wollen? . . . Nun, nun, laßt mich nur machen; es ist noch keine Gefahr. Diesen Morgen wird es wahrscheinlich nach Wunsch glücken. Berthold hat sich selbst eine Grube gegraben; ich werde ihn heute noch hineinstürzen.

So? Was hat er denn gethan?

Die Schelle klingt! rief Monck mit gezwungenem Ton. Geht, Margareth', und ist es der Arbeiter, so bringt ihn

aufs Büreau, aber laßt mich allein mit ihm: Eure Anwesenheit möchte für unsern Entwurf hinderlich sein.

Er sah der Magd nach, bis sie verschwunden war. Dann murmelte er:

Heirathen? Heirathen? Wenn dein Legat ansehnlich wäre, dann vielleicht wohl! Um des Geldes willen, ja! Fünfzigtausend Franks würde ich wohl heirathen. Alte Närrin! . . . Ah, es ist der Druckergesell; ich erkenne seine Stimme wieder!

Ein Arbeiter trat auf den Zehen hinein; und indem er sich scheu wie ein Dieb umsah, zog er unter seinem Kittel ein Buch hervor, das er dem Buchhalter überreichte.

Monck nahm es, holte einige Geldstücke aus seiner Tasche und gab sie dem Arbeiter. Aber dieser, als er das Geld besehen hatte, hielt die Hand noch offen.

Was, wollt Ihr mehr? fragte Monck wie verwundert.

Es sind fünf Franks zu wenig, antwortete der Andere.

Keinesweges; ich glaube sogar, daß ich Euch zu viel gab.

Aber, mein Herr, wie können Sie das sagen? Sie wissen es ja doch wohl, daß Sie mir so viel versprochen haben? Wie wollen Sie doch einen armen Teufel betrügen, der sich in große Gefahr bringt, um Ihnen zu dienen.

Nun, wollt Ihr das Geld nicht? Nehmt das Buch zurück und geht fort!

Weil Sie wissen, daß ich mit dem Buche nichts anfangen kann. Es ist nicht recht von Ihnen, mein Herr. Denken Sie mal nach; es waren nur erst vier Abdrücke geheftet, weil Ihr junger Herr nicht mehr verlangte. Ich habe die Blätter eins nach dem andern heimlich entwendet und das Buch selbst geheftet. Wenn man es erfahren sollte, ich würde sicher mit Schande weggejagt.

Habt Ihr die verabredete Summe nicht?

Nein: — aber geht's nicht Anders, so geben Sie mir noch etwas Trinkgeld, wenn es Ihnen gefällig ist.

Nun, entfernt Euch; da ist Trinkgeld, herrschte Monck ihm zu, indem er ihm noch einiges Kupfergeld in die Hand legte und selbst die Thür für ihn aufschloß.

Monck kehrte ins Büreau zurück und beschaute das Buch

von allen Seiten mit triumphirendem Murmeln; dann ging er zum Pult und begann Bertholds Gedichte zu durchblättern. Unterdessen sagte er mit heiterm Ton:

Er hat es heimlich drucken lassen, weil er hofft, daß sein Oheim ihm diesen Ungehorsam als eine vollendete Thatsache vergeben wird. Er meint, der einfältige Thor, daß Niemand etwas davon weiß. Als ob ich, der ich sein Feind bin, ihn nicht bewachte! Als ob man mit Geld nicht alle Geheimnisse erforschen könnte! Nun werd' ich es sein, der seinem Oheim das Buch überreichen wird, und Gott weiß, ob der Aerger des Herrn Robyn mir nicht einige Tausende einbringen wird. Freilich, das Verlangen seinen natürlichen Erben zu bevorzugen, veranlaßt Robyn zum Aufschieben der Testamentaufsetzung. Berthold ist der Sohn seines Bruders; Margaretha und ich, wir sind für ihn Fremde. O! es besteht Krieg zwischen mir und Berthold, heißer, unversöhnlicher, aber rechtmäßiger Krieg! Er weiß es nicht, er vermuthet es nicht in seiner blinden Sorglosigkeit. Desto besser; ein schlafender Feind ist leichter zu überwinden. Könnte ich nur jetzt etwas in dem Buche finden, das für mich eine günstige Waffe würde! Aber es sind Alles zusammen Kindereien, unbedeutende Worte und Gedanken: Jünglingstraum — Abendgebet — An die Nachtigall — Auf das Grab des Kindes — Verzweiflung. —

Während er so das Buch hastig durchblätterte, war der Ausdruck der Freude auf seinem Gesicht allmählig verschwunden; und so oft sein Auge auf eine neue Ueberschrift stieß, entfuhr ihm eine Bewegung ärgerlicher Ungeduld.

Plötzlich jedoch sprang er auf und schien zu zittern, indem er das aufgeschlagene Blatt des Buches anstarrte, als könnte er nicht glauben, was er sah.

Der Wucherer! murmelte er. Der Wucherer! Welcher gute Engel hat ihm diese Ueberschrift eingegeben? Sie reicht allein hin, um Herrn Robyn vor Zorn einen Schlagfluß beizubringen!

Deß bleiches Antlitz deutlich gibt von Sünde böse Kunde,
Und das vergebens Rettung sucht im Schooße eitler Pracht!

. . . .

So lastet Ekel nur auf ihm den ganzen langen Tag,
Und Abends in den weichen Stuhl versinkend sagt er: ach!

Ach, ach, unübertrefflich! . . . Aber er ist von Sinnen und unbegreiflich dumm, dieser eingebildete Berthold! Er schildert da das Bild seines Oheims nach dem Leben. Ja, er vergißt sogar seinen Lehnstuhl nicht! Sollte er es wohl mit Absicht gethan haben? Unmöglich. Er ist bis in seine zwanzig Jahre auf der Hochschule geblieben, und weil er solche kindische und unbesonnene Phantasien nährt, hat man, auch wohl ein Bischen auf meinen Rath, vor ihm verborgen gehalten, was für Geschäfte wir hier treiben. Er hätte es wohl leicht merken können; aber er wohnt ja in den Lüften . . . Es ist also ein Zufall? Er hat in seinen Büchern gelesen, daß Wucherer Menschen sind, die Gewissensbisse haben und mitten im Gelde, vergebens nach Glück und Frieden schmachten! Der Einfältige! Er dünkt sich klüger als Jedermann; er sieht mit Verachtung nieder auf den armen Buchhalter, — und er ist albern genug, sich selbst den Strick an den Hals zu legen, ohne es zu wissen. Glücklicher Zufall! Ahah, Monck, Dein Feind ist in eine Schlinge gelaufen; laß ihn nicht entschlüpfen! . . . Da hör' ich Herrn Robyn die Treppe herab kommen. Verstecken wir das Buch, bis unsre Handelssachen abgemacht sind; der Effect möchte sonst leicht unterbrochen werden ...

Er ging eilig zum Pulte, setzte sich nieder und gab seinem Gesicht den gleichgültigsten Ausdruck von Gemüthsruhe, während er die Feder in die Hand nahm und so that, als schriebe er.

Eine Seitenthür ward geöffnet. Herr Robyn, von der alten Margaretha beim Arm geführt trat herein und ließ sich vorsichtig in den breiten Lehnstuhl nieder, der dicht neben dem eisernen Geldkasten stand.

Herr Robyn schien ein abgelebter Greis, obwohl er wahrscheinlich noch nicht sechszig Jahre alt war; aber seit langer Zeit untergrub eine schleichende Krankheit sein Leben. Seine blauen Lippen und die eigenthümlich gelbe Färbung seiner Wangen zeugten deutlich genug, daß er an einer Herzkrankheit litt, und vielleicht in Folge davon an der

Brustwassersucht. Gegenwärtig waren ihm die Beine derartig geschwollen, daß er sie nicht mehr ohne Hülfe über den Boden hinschleppen konnte. Die ganze Erscheinung des Herrn Robyn, — sein Gesicht, seine Haltung und die Erschlaffung seiner Glieder — deuteten einen tiefen Verfall seiner Kräfte an. Nur seine Augen schienen noch viel Leben behalten zu haben und bemerkenswerth war die Schnelligkeit des forschenden und mißtrauischen Blickes, den er bei seinem Erscheinen im Büreau auf Alles warf.

Der Buchhalter hatte seinen Herrn gegrüßt, ohne von dem Pulte aufzustehen oder scheinbar seine Arbeit zu unterbrechen.

Eine Weile blieb Alles still; dann wies Robyn seine Magd zur Thür hinaus und sprach mit noch fester, doch manchmal plötzlich versagender Stimme:

Monck, kommen Sie her! . . . Sind die Nachrichten, die Sie über den Unternehmer erhalten haben, bestätigt geblieben? Denn wir müssen auf unsrer Hut sein; er kann wohl bereits bei andern Geld geliehen haben; man würde also zur Zeit der Bezahlung die Vorhand vor uns haben.

Es sind keine Ursachen vorhanden, um dies zu fürchten, antwortete der Buchhalter. Der Unternehmer ist durch einen Unfall überrascht worden; aber bis dahin hat er alle seine Verbindlichkeiten erfüllt.

Sie meinen also, daß wir das Geschäft mit ihm machen können?

Ja; so wie wir es gestern zusammen verabredet haben.

Nun, hier sind die Schlüssel; öffnen Sie die Kasse und holen Sie dann den Unternehmer.

Bei diesen Worten nahm Robyn einige Schlüssel von dem eisernen Ring, der ihm an der Seite hing und überreichte sie dem Buchhalter.

Während dieser die Schlösser öffnete und die eisernen Bände durch geheime Federn aufspringen ließ, folgte Robyn alen Bewegungen seiner Hände und hielt das Auge auf die Kasse gerichtet, als fürchtete er, daß sogar sein treuer Monck ihn bestehlen könnte.

In der Kasse waren verschiedene Fächer, die wieder jedes mit einem besondern Schlosse versehen waren. Robyn

hatte seinem Buchhalter nur den Schlüssel zum Oeffnen von einem dieser Fächer gegeben; — wahrscheinlich weil darin hinlängliche Summen für die Geschäfte dieses Tages sich befanden.

Monck verließ sodann das Büreau und kehrte einen Augenblick danach zurück mit einer wohlgekleideten Person, der er einen Stuhl anbot. Dann setzte er sich vor das Pult, hinter den Rücken des Unternehmers und zwar so, daß er immer das Gesicht und vor Allem die Augen seines Herrn sehen konnte.

Ihr Name ist Herr Guido? fragte Robyn. Sie wünschen mich zu sprechen?

Ich befinde mich in einer kitzlichen Lage, antwortete der Andere, und ich wollte Sie ersuchen, daß Sie die Güte haben möchten, mir auf sechs Monate eine Summe Geldes zu leihen. Ich bin bereit, gute Interessen zu bezahlen.

Die Zeiten sind schlecht; das Geld ist so rar! seufzte Herr Robyn, den Blick gen Himmel gerichtet. Wie stehen Ihre Sachen?

Schlimm genug für den Augenblick. Es ist mir ein Unglück widerfahren. Ich habe von der Staatsregierung ansehnliche Bauten übernommen, die etwas über meine Kräfte waren. Eine Sache von 400,000 Franks. Alles ging mir lange Zeit gut; aber vor vierzehn Tagen ist unerwartet ein Theil der angenommenen Gebäude eingestürzt. Es ist wohl ein großer Verlust; doch die Unternehmung wird immer noch einen ansehnlichen Gewinnst abwerfen. Freilich hat dieser Unfall viel Geschrei gemacht und man hat davon gesprochen, als müßte ich darunter erliegen. Daraufhin sind die Lieferanten gekommen, mich zu bestürmen; mein Credit ist in Gefahr gebracht; ich muß mit baarem Gelde in der Hand stehn, um Baumaterialien zu bekommen. Es ist ein Termin zur Vollendung der Bauten festgesetzt und mir eine schwere Geldbuße für jeden Tag Verspätung aufgelegt. Ich werde mit einer sehr großen Anzahl Handwerker arbeiten müssen, um den Zeitverlust einzubringen; aber weil die Regierung mir nicht bezahlen wird, bevor das eingestürzte Gebäude aufs Neue errichtet

ist, so fehlt mir das nöthige Geld . . . Sie würden mich unendlich verpflichten, mein Herr; die Sache liegt für mich so: entweder bei 30,000 Franks zu gewinnen, ungeachtet des vorgefallenen Unglücks, oder die Unternehmung aufgeben zu müssen und ganz zu Grunde zu gehn.

Die Bauten, die noch aufzuführen sind, wie hoch belaufen sich die Kosten davon? fragte Robyn.

Ich schätze sie 100,000 Franks aufs Höchste.

Wie viel haben Sie noch vom Staate zu ziehen?

Noch 150,000 Franks.

Und wie viel haben Sie jetzt nöthig?

Mit fünf und zwanzig tausend Franks in baarem Gelde würde ich meine Unternehmung zu einem guten Ziele führen können.

25,000 Franks? Das ist schrecklich viel!

Ich werde Ihnen vortheilhafte Zinsen zahlen.

Aber ich leihe nicht auf Zinsen.

Sie leihen nicht auf Zinsen? fragte der Unternehmer verwundert. Man hat mir doch gesagt . . . Also, Sie können mir nicht helfen?

Ja wohl: ich will mich mit Ihnen assoziiren.

Wie verstehn Sie das, mein Herr?

Es ist ganz einfach. Sie müssen noch für 100,000 Franks Bauten vollenden. Nach Ihrer eigenen Aussage wird die ganze Unternehmung, wenn Sie das nöthige Geld finden, Ihnen ungefähr 30,000 Franks reinen Gewinn bringen. Nehmen Sie acht und zwanzig, das ist für die noch zu vollendenden Arbeiten, sieben tausend Franks. Nun wohl, ich werde Ihnen die verlangte Summe für sechs Monate zur Hand stellen, mich mit Ihnen assoziiren und mit Ihnen diesen letzten Gewinn theilen.

Aber, mein Herr, Sie irren sich ohne Zweifel, rief der Bauunternehmer. Sie würden ja von Ihrem Gelde einen Zins von mehr als fünf und zwanzig Procent bekommen!

Ich leihe nicht auf Zinsen, wiederholte Robyn mit eisiger Kälte.

Aber würden Sie dann auch die Gefahren theilen, die noch im Verlauf der Arbeiten entstehen können?

Es ist ja keine Gefahr vorhanden, sagen Sie. Der Gewinnst ist ja doch sicher?

Was wünschen Sie denn von mir? Ich verstehe Sie nicht.

Sie sollen mir Wechsel zeichnen, auf verschiedene Verfalltage für die gesammte Summe von 28,000 Franks.

Uud Sie geben mir nur 24,500 Franks?

So, wie Sie sagen.

Der Bauunternehmer biß sich vor Wuth auf die Lippen und bewegte die Füße vor Ungeduld.

Robyn sah ihm mit kaltem Blick in die Augen, Monck belauschte ihn von hinten. Keiner von Beiden sprach eine Zeit lang ein Wort. Endlich als das Gesicht des Unternehmers von Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit zeugte, sagte Robyn:

Sie müssen's am Besten wissen, Herr Guido. Können Sie irgendwo die gewünschte Hülfe unter bessern Bedingungen erlangen, gehn Sie und suchen Sie sie. Es wäre mir viel lieber; denn wenn ich kein Mitleiden hätte mit einem ehrlichen Manne, ich würde mein Geld nicht so leicht aus den Händen gehn lassen. Bedenken Sie doch, daß die 3,500 Franks, die ich durch meine Assoziation mit Ihnen erhalten kann, nichts sind im Vergleich mit dem, was sie Ihnen müssen gewinnen helfen. Und dazu — etwas, das auch wohl seine Bedeutung für Sie haben muß — werde ich Ihnen das Geld einhändigen, bevor Sie mein Haus verlassen, augenblicklich, stehenden Fußes.

Noch saß der Unternehmer sprachlos da, in bittere Gedanken versunken.

Als aber Robyn hustend ihn daran erinnerte, daß seine Zeit kostbar und daß er ganz frei in seinem Entschluß sei, stand er plötzlich auf und sagte mit krampfhaft geballter Faust:

Sei es denn so, da es kein anderes Mittel gibt, mich zu retten. Ich bin bereit, Ihr Anerbieten anzunehmen.

In weniger als einem Augenblicke waren vier Wechsel bereit. Der Unternehmer unterzeichnete, ohne noch weiter eine Bemerkung zu machen, nahm mit dem Ausdruck unverhehlter Verachtung die ihm von Monck zur Hand ge-

stellten Banknoten und verließ ohne Gruß und murrend Büreau und Haus.

Der alte Robyn rieb sich entzückt die Hände; Monck bog sich fast zusammen vor Freude und rief:

Nicht wahr, Herr, das ist ein schönes Geschäft? der Vogel hat noch einige gute Federn; er wird wiederkommen, er wird wiederkommen!

Ja, ja, mein braver Monck, lachte Robyn, Sie verdienten reich zu sein, denn Sie wissen, was Geld ist und wie man es auf eine ehrliche Weise vervielfältigen kann... Sind noch Sachen abzumachen?

Noch die Frau, welcher ich gestern sagte, daß Sie nicht zu Hause wären. Die Nachrichten sind ihr nicht günstig; sie ist ein mageres Geschöpf, mehr als vier hundert Franks wiegt sie nicht.

Lassen Sie mich etwas Athem schöpfen, gebot Robyn, wir werden sogleich hören, ob nicht vielleicht ein Stüber mit ihr zu verdienen ist.

Wieder herrschte, eine lange Zeit hindurch, die tiefste Stille im Büreau, nur abwechselnd durch Robyns Husten unterbrochen.

Auf ein Zeichen seines Prinzipals holte Monck die Frau und brachte sie in das Büreau, — wo er ihr denselben Stuhl anwies, worauf der Unternehmer gesessen hatte, — und dann wieder seinen alten Platz vor dem Pulte einnahm.

Was wünschen Sie? fragte Robyn.

Ach, mein Herr, klagte die Frau, indem sie mit Mühe ihre Thränen zurück hielt, ich bin so äußerst unglücklich, daß ich nicht weiß, wie ich meinen Schmerz Ihnen ausdrücken soll. Ihre Barmherzigkeit ist meine letzte Zuflucht; haben Sie doch Mitleiden mit mir!

Zur Sache! Zur Sache! murmelte der Alte mit unbewegter Stimme. Sprechen Sie deutlicher. Warum sind Sie her gekommen? Sie zittern?

Ach! vergeben Sie mir, mein Herr, sagte die Frau, verzweiflungsvoll die Hände ringend. Ich komme zu Ihnen um Hülfe — o Himmel! ich wag' es kaum zu erzählen, was für ein schweres Loos mich getroffen hat. Es ist

gar ein schweres Bekenntniß für eine Mutter. Mein Herr, ich bin eine Wittwe mit fünf Kindern. Ich habe mir viele Opfer auferlegt, um meinem ältesten Sohne eine gute Erziehung zu geben. Er ist jetzt über zwanzig Jahre alt, und hatte eine gute Stelle als Reisender für einen Kaufmann. Mein armer Sohn war fleißig und tugendhaft; seine Dankbarkeit und Liebe für mich machte mich glücklich. Da ist er aber, wie es geschehen, weiß ich nicht, seit einigen Monaten zu Brüssel in schlechte Gesellschaft gerathen, und hat da heimlich viel Geld durchgebracht. Man hat plötzlich entdeckt, daß er Bezahlungen verschwiegen, die er von den Kunden seines Herrn empfangen hatte. Man wollte sich an den Staatsprokurator wenden, um meinen Sohn als Dieb verhaften zu lassen; aber ich bin zu seinem Herrn gelaufen und habe durch meine flehentlichen Bitten einen Aufschub von drei Tagen erlangt, um das entfremdete Geld zurückzustellen. Unter dieser Bedingung will der Kaufmann das schreckliche Geheimniß verborgen halten. Zwei Tage sind bereits vergangen. Ich habe überall — bei meinen Verwandten, bei all meinen Bekannten um die erforderliche Summe nachgesucht; überall vergebens . . . und Sie allein, mein Herr, können mich retten. Diesen Abend läuft die mir vergönnte Frist ab; wenn ich vor Sonnenuntergang das Geld nicht zurückgebe, wird mein Sohn unter meinen Augen durch Gensd'armen weggeholt werden . . .

Euer Sohn ist also ein Dieb? sagte Robyn.

Nein, mein Herr, rief sie, aufs Tiefste erschüttert und unter Thränenströmen, der arme Junge ist verführt worden. Er liegt zu Bett, mehr todt als lebendig; er ruft Gott mit erhobenen Armen um Vergebung an. Er will sterben, sagt er, um sein Verbrechen, seine Verirrung zu büßen.

Aber, Frau, wozu dienen alle diese Klagen? Sagen Sie mir, wie viel Sie nöthig haben.

Tausend Franks, Herr, antwortete die Wittwe, indem sie ihre Thränen wieder bezwang.

Tausend Franks? — Was für ein Geschäft treiben Sie?

Ich bin Putzmacherin; meine Töchter helfen mir. Der Ruf meines Hauses ist gut; wir haben viele Kunden und wir kommen ganz gut aus.

Besitzen Sie einige liegende Gründe?

Nein!

Und wie würden Sie denn die 1000 Franks zurückbezahlen, wenn ich sie Ihnen aus Mitleiden liehe?

Ach, mein Herr, so wie Sie es gütigst bestimmen würden. Wir würden monatlich oder alle drei Monat einen Theil abtragen, und sicherlich würden wir auf ein Jahr oder anderthalb vielleicht so viel durch unsre Arbeit ersparen können. Wir würden aber, und wäre auch unsre Schuld ganz getilgt, niemals Ihnen diese unschätzbare Wohlthat vergessen.

Herr Robyn schien sich eine Weile zu besinnen.

Monck, der Buchhalter, stand mit gekreuzten Armen hinter der Frau und hielt halb lächelnd den Blick auf sie gerichtet.

Nach einer Pause murmelte Robyn halblaut:

Schlechtes Geschäft! Es ist immer noch Zeit genug, sein Geld wegzugeben!

Die Frau las eine Weigerung in seinen Augen; sie faltete die Hände und sagte bittend:

Um Gotteswillen, guter edelmüthiger Herr, weisen Sie mich nicht ab, es wäre ein Todesstoß für mich!

Es thut mir leid, Mutter, antwortete Robyn mit mehr Gefühl. Wahrlich es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann . . .

Sie können mir nicht helfen! jammerte die Frau, indem sie sich vor Robyn auf die Kniee warf und mit erhobenen Armen flehte: O, sein Sie doch gnädig gegen eine unglückliche Mutter; retten Sie sie, retten Sie ihre Kinder aus ewiger Schande; wir werden Sie segnen und bis an unser Ende für Ihre Seligkeit beten. Denken Sie, daß es einen Gott gibt, der alle Barmherzigkeit lohnt; er wird es Ihnen tausendfältig im Himmel wiedergeben. O Herr, Herr, schlagen Sie mir's nicht ab!

Der alte Robyn schien wirklich von Mitleid ergriffen und vielleicht hätte er der Flehenden ihre Bitte zugestanden.

Aber Monck hustete, um die Aufmerksamkeit seines Herrn auf sich zu ziehen und als dieser ihn ansah, schüttelte der Buchhalter hinter dem Rücken der knieenden Frau mißbilligend den Kopf und machte, als Robyn zu zögern schien, noch andere abwehrende, fast einem Befehle ähnliche Gebehrden. — Der Greis schien vor dem Rathe seines Buchhalters zu erliegen und sagte:

Nun, Frau, Sie müssen fortgehn; was Sie wünschen, kann nicht geschehn!

Ach, ach, ist denn keine Hoffnung mehr für mich? schrie die trostlose Mutter.

Sie sind reich, Herr; mit einer kleinen Geldsumme könnten Sie sechs Menschen aus der Schande retten . . . meinen Sohn vom Gefängniß, vielleicht vom Tode erlösen...

Monck unterbrach ihre Klagen, er faßte sie bei der Schulter, zwang sie aufzustehn und sprach, während er sie sanft nach der Thür schob:

Hören Sie auf mit Ihren Bitten; sie sind vergebens. Mein Herr ist kränklich; er kann dies Gejammer nicht vertragen; Sie müssen ohne Verzug fortgehn.

Die Frau kehrte sich noch einmal um und sagte bittend zu Robyn:

O, Herr, können Sie mir denn nicht helfen, so vergeben Sie einer unglücklichen Mutter ihre Dreistigkeit: — und bewahren Sie doch das Geheimniß, das ich Ihnen anvertraut habe.

Fort! Fort! murrte Monck. Keine überflüssigen Worte!

Er führte sie in den Gang und legte die Hand an die Hausthür, um sie zu öffnen, doch sagte er noch mit eiskalter Gleichgültigkeit:

Sie weinen? Thränen sind auf der Straße gefährlich für Sie; die Vorübergehenden werden nach dem Geheimniß Ihrer Verzweiflung forschen.

Dank, Dank für den Rath! seufzte die Frau, indem sie zur Thür hinaus wankte.

Aber, mein Herr, was gedachten Sie zu thun? fragte Monck, in das Büreau zurücktretend.

Ich weiß es nicht, antwortete Robyn, die Augen

dieser Frau hatten mich bewegt. Vielleicht würden wir doch wohl die Summe allmählig zurückbekommen haben.

Wie können Sie das denken! lachte der Buchhalter. Es ist ja kein Pfand da. Wahrscheinlich wären die tausend Franks ins Wasser geworfen. Tausend Franks! Das ist ja ein Kapital! Wenn Sie allen Unglücklichen in der Stadt helfen müßten, da könnten Sie in drei Monaten an den Bettelstab kommen.

Das ist wahr; aber was wollen Sie, lieber Monck, ich werde schon alt und schwach. Das Herz gewinnt die Oberhand; und Sie wissen es wohl, das Herz ist ein schlechter Finanzmann. Wenn ich Sie nicht hätte, um für mich zu denken, ich würde am Ende meines Lebens noch beklagenswerthe Thorheiten begehn. Kommen Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke, guter Freund; Sie haben wieder tausend Franks für mich gespart. Ich werde an Sie denken, wenn ich mein Testament mache. Noch einige Tage, wenn es nicht besser wird mit meiner Brust . . . Schließen Sie jetzt die Kasse!

Während der Buchhalter diesen Befehl vollzog, fragte Robyn:

Monck, ist schon Nachricht von dem Fabrikanten von Brüssel da? Kemenaer hat ohne Zweifel sein schönes Geld an der Sache verloren?

Als ihm aber Monck erwiederte, daß Kemenaer zehn tausend Franks dabei gewonnen hätte, schien ein Zittern über Robyn zu kommen und ein schmerzlicher Husten überfiel ihn.

Wie? Was sagen Sie? sagte er endlich. Zehn tausend Franks sind an der Sache gewonnen, — und ich habe mich geweigert, daran Theil zu nehmen! O, ich Unglücklicher!

Sie wollten meinem Rath nicht folgen, sagte Monck. Hätten Sie die Sache gemeinschaftlich mit Herrn Kemenaer unternommen, so wie ich es Ihnen vorstellte, dann würden in diese Kasse fünftausend Franks gekommen sein, die nun anders wohin gewandert sind.

Ach, ich verliere den Verstand! klagte Robyn. Fünftausend Franks verloren!

Ach, Freund, ich habe so starkes Herzklopfen . . . Holen Sie mir ein Glas Wasser!

Der Buchhalter warf beim Fortgehen einen sonderbaren Blick auf seinen Herrn; er rieb sich vor heimlicher Freude die Hände, indem er draußen zu sich selbst sprach:

So ist's schön! Er wird nicht viel Neigung haben, Verse lesen zu hören. Berthold wird für den Verlust der 5000 Franks büßen!

Nachdem Monck ihm das Glas Wasser gebracht hatte, blieb Robyn einige Augenblicke in trauriges Stillschweigen versunken. Er erhob jedoch schnell den Kopf wieder und sagte:

Mein Aerger wird die verschwundene Gelegenheit nicht zurückbringen; das Unglück ist das Loos der alten Leute... Monck, sind Briefe da?

Nein, heute noch keine.

Dann ist Alles abgemacht?

Das heißt, es ist wohl noch etwas; aber, ich bitte Sie, erlauben Sie mir, nicht davon zu sprechen.

Warum dies Geheimthun? dies traurige Gesicht? Ein neues Unglück?

Ein Unglück ist es nicht; aber es würde Sie zu sehr aufregen. Ihre Entrüstung könnte Ihre Krankheit befördern und Ihnen Schaden thun. Aus Sorge für Ihre theure Gesundheit lassen Sie mich schweigen . . .

Schnell, schnell, Monck, erbittern Sie mich nicht, rief der Greis ungeduldig. Sie sollen es mir sagen, ich befehl' es Ihnen.

Ach, Herr Robyn!

Ich will es wissen, ohne Verzug!

Monck holte das Buch aus dem Pulte; er that so, als zitterte er vor Angst und ging so zögernd und langsam zu seinem Prinzipal, daß dieser seine Kräfte überspannte, um in dem Lehnstuhl sich halb aufzurichten, und nach dem Gegenstande zu greifen, welcher die Erklärung zu den geheimnißvollen Worten des Buchhalters geben sollte. — Dieser blieb jedoch ein paar Schritte vor ihm stehn und sprach:

Dies hat ein alter Herr, den ich nicht kenne, diesen Morgen an der Thür für Sie abgegeben. Zufällig öffnete

ich selbst die Hausthür; der Herr sagte mir, mit einem sehr spöttischen Lächeln: Da weiß Herr Robyn gewiß nichts davon. Man wird nicht wenig auf seine Kosten schwatzen und über ihn lachen.

Was? Was? Wer wird über mich lachen? Worüber wird man schwatzen? rief Robyn ängstlich.

Ein klein wenig Geduld; bitte, lassen sie mich fortfahren. Ei, ei, fuhr der fremde Herr fort — der sagte, er sei ein Bekannter von Ihnen — was wird man in der Stadt für Augen machen! Der kranke, strenge Robyn, der in seinen alten Tagen Verse macht! Der zärtlich wird gegen den Mond und gegen die Nachtigall!

Aber, um Gotteswillen, was sagen Sie da Alles? Monck, kommen Sie von Sinnen? schrie der Greis, indem er vor Ungeduld fast von seinem Lehnstuhl sprang.

Nein; ich möchte Ihnen gern die Sache allmählig beibringen, um Ihr zartfühlendes Gemüth so viel als möglich zu schonen.

Was haben Sie denn so Schreckliches in der Hand? Geben Sie her! Geben Sie her!

Es ist ein Buch mit allerlei Gedichten drin; auf dem ersten Blatt steht mit großen Lettern gedruckt: Frühlingsseufzer von Berthold Robyn .... Und da es Ihr Name ist ....

Er überreichte das Exemplar Herrn Robyn, der schweigend und vor Grimm bebend seine Brille aus der Tasche holte, um mit eigenen Augen sich zu überzeugen, daß man ihn nicht betrog.

Monck hatte sich neben den Lehnstuhl gestellt und mitleidig den Arm über die Schulter seines Herrn gelegt, während er mit halber Stimme flüsterte:

Armer Herr Robyn, mäßigen Sie ihre Betrübniß. Denken Sie, daß Berthold es nicht mit Absicht that. Allerdings wird man Sie vielleicht bespötteln; aber Berthold konnte es nicht vorhersehn. Es ist ein Zufall, daß Sie sein Pathe waren und er denselben Vornamen mit Ihnen führt. — Daß er undankbar ist, brauchen Sie nicht vorauszusetzen; dazu haben Sie ihm zu viel Wohlthaten erwiesen ....

O, der Unverschämte; er hat mein Verbot in den Wind geschlagen, seine Gedichte heimlich drucken lassen, und mich in Aller Augen lächerlich gemacht. Er soll es büßen! Wo ist er? Ist er zu Haus?

Nein; Sie begreifen wohl, daß ein junger Dichter Eile hat, um die Abdrücke seines ersten Werks bei seinen Freunden herum zu tragen.

Ich werde ihn lehren, den Undankbaren! Er soll nur kommen, er soll nur kommen! Es ist unbegreiflich; er muß besessen sein von einem bösen Geist!

Mit diesen Worten durchblätterte er brummend das Buch, aber so leidenschaftlich schnell, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, eine einzige Ueberschrift davon zu lesen.

Nun, rief er aus, was enthält das Buch? Was steht auf diesen unverschämten Blättern?

Ich weiß es nicht, antwortete Monck. Von Kindesbeinen an habe ich einen unüberwindlichen Haß gegen Verse gefühlt, und ich habe das Buch nicht geöffnet; aber den Worten des alten Herrn zu Folge sind es nur Liedchen an den Mond, an die Sonne, an die Nachtigall . . .

Solche Kindereien mit meinem Namen unterschrieben! seufzte Robyn.

Ja, aber nach dem alten Herrn muß doch ein schönes Gedicht drin stehen, das er mich Ihnen zu zeigen bat. Warten Sie, auf welcher Seite fängt es doch an? Er sagte es mir, aber ich habe es vergessen. Nein! ich erinnere mich: es steht auf der fünfzigsten Seite.

Herr Robyn schlug aufs Neue das Buch auf und suchte nach der bezeichneten Seite; es dauerte ziemlich lange, ehe er sie gefunden hatte . . . Da grinste ihm mit einem Male das Wort **Wucherer** in die Augen!

Mit einem lauten Schrei des Abscheu's und des Zorns, warf er das Buch so heftig von sich, daß es mit offenen Blättern unter das Pult flog.

Was regt Sie denn so auf? fragte der Buchhalter wie verwundert. War das bezeichnete Gedicht nicht schön?

Gräßlicher Spott! polterte Robyn. Ach, Monck, guter Freund, ich befinde mich nicht wohl. Das Blut kocht mir vor Aerger; das Herz klopft mir so heftig.

Spott? Doch sicher nicht gegen Sie?

Nehmen Sie das Buch; lesen Sie das Wort, das oben über der Seite steht, und sehn Sie, ob die Haare Ihnen nicht zu Berge steigen werden vor Entrüstung.

Der Buchhalter raffte das Buch vom Boden auf und öffnete es auf der fünfzigsten Seite. Ihn schien das Wort gleichfalls mit Entsetzen zu erfüllen und er erbleichte sichtbar, während er mit dem Kopfe schüttelte, als könnte er seinen Augen nicht trauen. Scheinbar in Gedanken las er, mit gedämpfter Stimme, doch laut genug, um von seinem aufgeregten Herrn gehört zu werden:

Da irrt ein schattenhaft Geripp', verzweifelnd in die Runde,
Deß bleiches Antlitz deutlich gibt von Sünde böse Kunde,
Und das vergebens Rettung sucht im Schooße eitler Pracht.

. . . .

. . . .

So lastet Ekel nur auf ihm den ganzen langen Tag,
Und Abends in den weichen Stuhl versinkend, sagt er: ach!
Doch sieht er mal sich selber an, schnell schließt das Aug' er wieder,
Als schaute er in seine Seel', wie in die Hölle nieder.

Aber es ist unerhört, es ist abscheulich! Dies Gedicht hat Berthold nicht gemacht! So undankbar kann ein Mensch nicht sein.

Ein kräftiger Klang der Schelle unterbrach ihn. Ein Jüngling trat ins Büreau; — auf seinen Lippen schwebte ein bescheidenes Lächeln, und in der Hand hielt er ein Buch, das er Herrn Robyn darbot, indem er sagte:

Lieber Oheim, Sie werden böse auf mich sein, nicht wahr? Aber ich hoffe, Sie werden mir vergeben, was ich gethan habe. — Verschmähen Sie dies demüthige Büchlein nicht . . . Aber Ihr Blick ist so streng?

Monck, geben Sie das Buch her, das Sie in der Hand haben! rief der Greis vor verhaltener Wuth bebend.

Meine Gedichte schon hier! Was bedeutet dies? murmelte Berthold, indem er den Buchhalter fragend ansah.

Gehn Sie jetzt fort, Monck; lassen Sie mich allein mit dem Heuchler, befahl Robyn.

Als ob Berthold ein Vorgefühl hätte von dem, was seiner wartete, beugte er den Kopf und blieb sprachlos stehn, bis der Buchhalter sich entfernt hatte.

Vermessener! rief Robyn zitternd. Du hast meinen Befehl mißachtet? Du hast also doch deine erbärmlichen Albernheiten drucken lassen? Ist das der Lohn für meine Güte gegen dich? Du, eine Waise, der nichts besitzt auf der Welt, du mußt nach meinen Augen sehen, um zu rathen, was mir gefallen oder mißfallen mag. Hab' ich dich nicht erziehen lassen? Aus Liebe Geld an dir verschwendet, das ich für meinen eig'nen Unterhalt hätte sparen sollen? Zusammengescharrt, gesorgt, gearbeitet um dir ein schönes Erbtheil zu hinterlassen? Und du, du machst meinen Namen zu Schanden, du überladest mich mit Spott in meinen alten Tagen?

Berthold horchte traurig und still auf diese bittern Verweise.

Nun, nun, was kannst du antworten? polterte der Greis.

Ach, lieber Oheim, seufzte der Jüngling, ich begreife nicht, wie Sie so schrecklich auf mich zürnen können. Zwei Jahre lang habe ich aus Ehrfurcht gegen Sie mein inniges Verlangen, einige meiner Gedichte drucken zu lassen, bezwungen. Aber es ist etwas, was Sie nicht verstehen können! ein fieberhafter, unwiderstehlicher Trieb und Drang nach Ruhm und Namen. Ich habe lange dagegen gekämpft; endlich habe ich dem Schicksal gehorcht, das mich beherrscht. Ich wußte allerdings, daß es Sie erbittern würde; aber ich habe gehofft, daß Sie es mir doch vergeben würden . . . denn was können denn im Grunde meine harmlosen Gedichte schaden?

Fahre nur fort! Fahre nur fort! spottete der Greis mit bitterm Lächeln.

Lieber Oheim, es mißfällt Ihnen, daß ich der Kunst, dem Verstand, der sittlichen Würde mehr Werth beizulegen scheine als dem Gelde. Aber ich bin nun einmal so. Wenn es mir möglich wäre, ich würde Ihnen zu Willen sein. Ich kann nicht; die Seele beherrscht mich; ich muß leben durch den Geist . . . . Aber was thut das Ihnen, guter Oheim?

Sie arbeiten um mich glücklich zu machen? Wenn nun die Kunst das einzige Mittel wäre, um dies Ziel zu erreichen? — Lassen Sie mich meiner Herzensneigung folgen; ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein.

Halt ein, scheinheiliger Schwärmer! rief der Alte. Hier nimm dies Buch, wage es zu lesen, was auf der fünfzigsten Seite steht, du Schlange, die ich in meinem Busen erwärmt habe, und die mir nun ihr Gift ins Angesicht spei't!

Berthold schlug das Buch auf: und während er das Wort Wucherer aussprach, sah er seinen Oheim mit fragendem Erstaunen an. Er schien nicht zu begreifen, wie der Titel seines Gedichtes solchen gewaltigen Eindruck auf den Greis machen konnte. Mitleidig wollte er die Hand seines Oheims ergreifen; doch dieser entzog sie ihm heftig.

Wucherer! Wucherer! seufzte Robyn. Ach du wirfst mir den Namen Wucherer an den Kopf? So vergiltst du meine Güte?

Aber lieber Oheim, Sie irren sich, sprach der Jüngling. Wer hat Sie solche gräßliche Dinge glauben machen? Ein Wucherer ist ein Wesen ohne Seele, ohne Gefühl; ein habsüchtiger Mensch, der, wie ein Raubthier, sucht und spürt, wo Unglückliche sind, nicht um ihnen zu helfen oder sie zu trösten, sondern um, unter dem Vorwand, ihnen Geld zu leihen, Hoffnungslosen, Wittwen und Waisen das Blut bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen . . . . Und Sie sagen, daß ich Ihnen den Namen eines Wucherers beilege? Dann würde ich sicher nichts als Ihren Haß, Ihre Verfluchung verdienen . . . Aber was haben Sie, armer Oheim? Sie werden so bleich, Ihre Lippen beben? Himmel, was geschieht Ihnen?

Fort! Fort! wimmerte der Oheim halb ohnmächtig. Weg aus meinen Augen, aus dem Hause! Geh, ich bitte dich, Berthold, entferne dich . . . . bis nach Mittag, ich werde mich beruhigen. Schnell, daß ich dich nicht mehr sehe!

Ganz verwirrt und nicht wissend, wozu er sich entschließen sollte, stand Berthold mit zusammengefaltenen Händen

und schaute seinem Oheim stumm in die Augen. Da trat Monck ins Büreau, als hätte er abgelauert, was Robyn gesagt hatte. Er nahm Berthold beim Arm und flüsterte ihm ins Ohr:

Gehorchen Sie, Berthold! Man darf einem kranken Greise nicht widerstehen. Gehn Sie einige Zeit spazieren; dann wird die Nervenerschütterung Ihres Oheims vorüber sein. Ich werde ihm begreiflich machen, daß er sich irrt.

Ach! Ach! Was habe ich doch Uebels gethan? schrie Berthold verzweiflungsvoll.

Nichts! flüsterte Monck, es ist eine Grille; aber Sie müssen sich nachgiebig zeigen.

Fort! Fort! wiederholte Robyn, indem er mit dem Kopf rücklings auf den Stuhl sank.

Betäubt ließ sich der Jüngling durch Monck zur Hausthür führen. Der schlaue Buchhalter sagte ihm, bevor er sie öffnete, mit gleichgültigem Ton:

Ein alter Herr, ein Bekannter von Ihrem Oheim hat Ihr Buch hergebracht. Er meinte wohl zu thun, denn das was er darin schon gelesen hatte, fand er wunderschön. Trösten Sie sich nur, Berthold: Ruhm ist etwas, das man nicht erlangt, ohne darum zu leiden. Kommen Sie nach Tisch zurück; ich will schon machen, daß Ihr Oheim wieder gut gegen Sie wird, wie vorher.

Berthold hatte diese Worte nur halb begriffen, und lief wie von Sinnen, den Kopf vornüber und ohne sich umzusehn durch die Straße.

Als Monck wieder in das Büreau trat, entfuhr ihm ein Angstschrei. — Der alte Robyn lag ohne Besinnung in seinem Lehnstuhl, blaß wie eine Leiche und ohne ein Lebenszeichen . . . .

Der Buchhalter sprang zu seinem Herrn und begann ihm Stirn und Hände zu reiben; doch seine Bemühungen, den Greis aus der Ohnmacht aufzuwecken, blieben fruchtlos. Er zog an einer Klingelschnur, um Margarethe zu Hülfe zu rufen.

Die alte Magd hatte kaum einen Blick auf ihren Herrn geworfen, so begann sie sich auf die Brust zu schlagen, zu

jammern und zu schreien mit solch aufrichtigem Schmerz, daß sie nicht zu hören schien, was Monck ihr sagte.

Hört auf! murrte der Buchhalter ungeduldig. Ihr betragt euch wie eine Närrin.

Ach ich Arme! kreischte sie, gestorben, ohne Testament gestorben! So lange diesem alten Murrkopf gedient haben, in der Hoffnung, daß etwas daraus erfolgen würde . . . . und da fährt er nun so unerwartet ab, der Geizhals. Unglückliche Margarethe.

Was meint Ihr, das ihn befallen habe?

Ein Schlagfluß. Sehn Sie es nicht?

Der Buchhalter zitterte, als finge er gleichfalls an zu fürchten, daß das versprochene Erbtheil ihm entgehn könnte.

Holt Wasser, Essig; wir müssen ihn wieder zu sich bringen, befahl er.

Bevor die Magd mit der Essigflasche zurückgekehrt war, hatte Robyn zur großen Freude Moncks, die Arme bewegt, und bald auch die Augen aufgeschlagen; aber sein Blick war so gläsern und starr, daß der Buchhalter erschrak bei dem Gedanken, daß ein wirklicher Schlagfluß seinem Herrn den Verstand geraubt hätte. Ein Besinnungsloser würde kein Testament machen können.

Als die Magd in das Büreau trat, war Monck damit beschäftigt, einige Trostworte an Robyn zu richten, um zu versuchen, ob er noch verstände, was er zu ihm sagte; — der Greis sah ihn verwirrt an, antwortete aber nicht.

Beeilen Sie sich, Monck, flüsterte Margareth. Sprechen Sie ihm vom Testamente. Vielleicht ist es noch Zeit.

Ja, laßt mich allein mit ihm, antwortete der Buchhalter.

Und warum darf ich nicht zugegen sein? murmelte das Mädchen. Ich habe so viel Interesse dabei, als Sie!

Wollt Ihr gehn? herrschte ihr Monck wüthend zu oder ich mache, daß Ihr keinen Heller bekommt.

Und plötzlich seine Wuth bezwingend, fuhr er fort:

Nun, gute Margarethe, ich bitte Euch, geht fort: Ihr bringt uns nur Zeitverlust. Der günstige Augenblick ist da;

vielleicht kehrt er nie wieder. Was ich thun will, ist doch zu unser beider Vortheil!

Schnell denn, er könnte Ihnen noch unversehens entschlüpfen, sagte Margarethe, indem sie nach der Thür ging.

Monck stellte sich neben seinen Herrn, ergriff eine Hand, und sah ihm mitleidig in die Augen. Es dauerte nicht lange, so weinte er, sei es aus Verstellung oder aus wirklichem Schmerz.

Vielleicht verlor der Nervenschlag, der Robyn getroffen hatte, allmählig seine Kraft, vielleicht rief ihn die Traurigkeit seines Dieners ins Bewußtsein zurück, genug — der Greis bewegte mit Mühe die Lippen und stotterte:

Berthold! Wo ist Berthold?

Armes Schlachtopfer der Undankbarkeit! rief der verschmitzte Buchhalter, indem er schmeichlerisch seinen Arm um den Hals des Alten legte. Das Herz möchte einem brechen vor Mitleid. — Befinden Sie sich jetzt etwas besser?

Besser, besser; nicht sterben, noch nicht sterben, stammelte Robyn mit halber Stimme.

Ach, nein, guter Herr, seufzte Monck; ich weiß wohl, daß Ihre Unpäßlichkeit vorübergehen wird; aber ich vergieße Thränen vor Aerger und Zorn, wenn ich bedenke, wie man Ihnen für ihre Güte begegnet; wie man nach Ihrem Tode, mit Ihrem theuergesparten Gelde umgehen wird. Sie haben von Kindheit an, geschafft und gearbeitet, einsam und sparsam gelebt, sich alles Vergnügen versagt und den Spott der Leute erduldet, um Pfennig für Pfennig ein kleines Vermögen zu sammeln. Ich habe Ihnen geholfen, meine Zukunft aufgegeben, und alle Ihre Sorgen getheilt, als ob das zu gewinnende Geld mir selbst gehört hätte. Nun, dies Geld liebe ich, mit väterlicher Liebe . . . . und meine bittern Thränen fließen aus Mitleid mit dem Schicksal, das Ihrem armen Gelde beschieden ist. — Sie verstehn doch wohl, was ich sage, mein guter Herr?

Ja, ja, Geld! seufzte Robyn.

Berthold ist allein Ihr Erbe, versetzte Monck mit mehr

Hast und Nachdruck. Er wird Alles bekommen. Aber er haßt und verachtet das Geld; er wird es verschwenden, weggeben, zu Nichte machen, als die Frucht dessen, was er so unverschämt die Sünde des Wuchers nennt .... Und er wird Verse machen, um sein zügelloses Leben zu rühmen, um das Geld zu verfluchen, das wir mit Angst und immerwährender Sorge gesammelt haben .... Wer weiß, ob der Undankbare mitten in seiner Künstlergesellschaft nicht, den gefüllten Becher in der Hand, seinen Spott über den Wucherer ergießen wird, der ihm die Früchte eines ganzen Lebens voll Sorge und Arbeit so unverdient zum Erbtheil hinterließ!

Wehe mir! klagte der Greis, zitternd vor Schreck.

Während Monck, mit Absicht und Berechnung, diese Worte langsam und kräftig, eins nach dem andern, seinem Prinzipal ins Ohr rief, beobachtete er mit scheelem Blick sein Gesicht, um den Eindruck seiner Vorhersagungen abzumessen.

So ungerecht ist das Schicksal! rief er aus. Ich, der ich mit Ihnen mich abgearbeitet habe, ich, der ich aus Liebe zum Gelde und zu Ihnen meine Jugendzeit ohne irgend ein Vergnügen habe vorübergehen lassen, ich soll nun erleben, wie man die Früchte meines Schweißes und meiner Aufopferung thöricht verschwendet! Unterdessen würde dem armen Monck nichts übrigbleiben, als Thränen, um seinen alten Herrn zu bedauern; und zum Lohn seiner Anhänglichkeit, ein Stückchen schwarzes Kummerbrod ....

Robyn schien heftig zu leiden bei diesen starken Worten; sprachlos starrte er dem Sprechenden in die Augen und gab kein anderes Zeichen von Bewußtsein als manchmal einen schmerzlichen Seufzer oder eine dumpfe Klage.

O! fuhr Monck fort, warum ließ der Himmel mich nicht als Ihren Sohn oder Ihren Erben geboren werden! Ich würde alles das Geld bis auf den letzten Pfennig bewahren, ehren, lieben .... Dort, in der Kasse, würde nach Ihrem Tode für mich Ihre Seele wohnen bleiben; der Klang des Goldes würde mich an Ihre Stimme erinnern ... ich würde es vermehren, vervielfältigen; und so

würde meine Dankbarkeit gegen Sie immer wachsen, immer wachsen . . . und Sie, mein guter Herr, würden immer leben, nie sterben . . . .

Der starre Blick Robyns schien plötzlich ganz gläsern zu werden, so daß Monck vor Schreck zu zittern begann und verzweifelnd ausrief:

Herr, Herr! Gott kann Sie abrufen. Lassen Sie mich nicht arm und verstoßen auf der Welt. Sagen Sie mir, daß Sie ein Testament machen wollen, und daß ich einen Notar rufen soll. Ich gehe, ich laufe . . . . Himmel, was kriegt er? Er stirbt!

Ein nervöses Zucken durchlief den Körper des Kranken, seine Glieder streckten sich, er fiel mit off'nem Munde in den Lehnstuhl zurück.

Monck, wie unsinnig vor Angst, schüttelte seinen Prinzipal heftig und rief ihn bei seinem Namen; aber er konnte sich unmöglich über den Zustand des Greises täuschen.

Die Haare zu Berge und bleicher noch als die Leiche, die vor ihm lag, hielt Monck das Auge auf das Gesicht des Alten gerichtet, und murmelte in Verzweiflung:

Todt! Er ist todt! Ohne Testament! Alles, Alles für den häßlichen Berthold; nichts, nichts für mich! Ich werde hier weggejagt werden, ich, der ich dachte, reich zu werden! Kein Rettungsmittel; der Tod hat entschieden! O, es ist entsetzlich! Der alte, abscheuliche Filz!

Plötzlich ward er wie von einem geheimen Schlag getroffen und rief mit fieberhaftem Lachen:

Welches Licht! Margarethens Rath! — Aber das Schaffot? Eine Million oder das Schaffot? Schreckliches Würfelspiel!

Er versank in düsteres Nachdenken, erwachte jedoch schnell daraus und ging zum Pult, indem er sagte:

Des Geldteufel hat mich besessen! Vergebens würde ich ringen, ihm zu widerstehen . . . . Nun, nun, der Preis ist die Gefahr wohl werth. Wer wird es wissen? Kann ich die Schrift Robyns nicht so gut nachmachen, daß ich selbst es fast nicht wieder erkennen kann? Ich zittere! Aber ein Sterbender zittert auch! Wohlan, das Loos ist geworfen: Millionär oder Galeerensklave!

Er saß bereits vor dem Pult und hatte einen Bogen Papier vor sich gelegt; mit der Feder zum Schreiben bereit, murmelte er:

Was soll ich Margaretha geben? O nichts, nichts! Ich allein nehme die Gefahr an, ich allein muß Alles, Alles haben... Einen Monat zurückdatiren, damit man nichts vermuthet!

Er mußte sich selbst ungeheure Gewalt anthun, um seine Aufregung für einen Augenblick zu bezwingen. Bald hatte er einige Zeilen auf das Blatt Papier geschrieben und überlas sie zwei- oder dreimal mit gespannter Aufmerksamkeit.

Es ist ganz so, wie es das Gesetz fordert, murmelte er, es fehlt nichts daran. Hurtig denn!

Er machte ein Couvert um das Blatt, versiegelte es und schrieb außen darauf: Dies ist mein letzter Wille.

Dann nahm er dem Todten die Kassenschlüssel ab, öffnete diese hastig, legte das Testament in eins der Fächer und befestigte den Schlüssel wieder an den Ring, wovon er ihn losgemacht hatte.

Er zog nun sehr heftig an der Büreauklingel und faltete sein Gesicht zur tiefsten Trauer.

Margaretha kam herzugelaufen und rief erschrocken, als sie die Leiche ihres Herrn liegen sah:

Nun, nun! Todt? Ohne Testament? Arme Margarethe, armer Monck, was fangen wir nun an? Man möchte vor Aerger und Verdruß gleich krank werden!

Schweigt, schweigt! sagte Monck, es ist ein Testament da! —

Nein, nein! schrie die Magd, irren wir uns nicht; wir sind unglücklich. Der undankbare Filz hat mir diesen Morgen noch gesagt, daß er erst binnen 14 Tagen an sein Testament denken würde. Laßt uns die Kasse öffnen; da muß Geld sein: So werden wir doch etwas kriegen.

Es ist ein Testament da, sag' ich Euch!

Der feste Ton in Moncks Stimme machte Margarethe stutzig. Gleichwohl sah sie, in der Meinung, der alte Ro-

byn könne das Testament nicht gemacht haben, den Buchhalter mit sonderbarem Blick an und sagte:

Sie sind meinem Rathe gefolgt? Haben es selbst geschrieben?

Monck verbarg seine Angst unter einem spöttischen Lachen.

Einfältige! antwortete er, und könnte ich zwanzig Millionen durch solch eine That gewinnen, ich würde sie nicht wagen. Laßt solche verkehrte Gedanken fahren. Das Testament ist schon seit einem Monat von Robyn geschrieben. Ich weiß nicht, was darin steht; doch unser Herr hat mir, als er starb, angedeutet, wo es liegt.

Da in der Kasse, nicht wahr?

Ja.

O Monck! Lesen Sie es einmal!

Das geht nicht; das Testament ist durch Robyn selbst versiegelt. Der Präsident des Gerichtshofs darf allein das Siegel brechen.

Aber Sie sind doch sicher, daß wir darin vorkommen?

Ich glaube es vermuthen zu können, da Robyn mir noch eben sagte, wir würden alle zusammen zufrieden sein.

Ei, wenn wir nur recht viel kriegen! rief Margarethe. Aber, wie dem auch sei, und kriegte einer von uns Beiden mehr als der Andere, unsere Heirath bleibt doch ausgemacht, nicht wahr?

Das heißt, wenn Ihr sehr viel erbtet, würdet Ihr mich vielleicht nicht mehr wollen?

Was einmal beschlossen ist, bleibt beschlossen. Oder meinen Sie es anders?

Nein, nein; aber wir haben keine Zeit um darüber zu sprechen. Lauft nur schnell bei den Nachbarn herum und meldet den Tod unsers armen Herrn; aber Ihr müßt jammern, schreien, Thränen vergießen.

Es ist doch sonderbar, murmelte Margarethe, daß er mir nichts vom Testament gesagt hat. Vielleicht hat er mir dies verheimlicht, um mich nach seinem Tode, durch ein recht großes Legat zu überraschen. Der gute Mann!

Monck nahm sie beim Arm, führte sie zur Thür und sagte mit scharfem Ton:

Nun, nun, thut, was ich Euch befehle und schwatzt nicht bei den Leuten, es ist gefährlich. Fangt an zu jammern! —

Die Magd lief heulend und schreiend auf die Straße; — zu gleicher Zeit erschallte das Büreau von Moncks Trauerklagen . . .

III.

Berthold hatte voll Schreck und Bestürzung die Wohnung seines Oheims verlassen und irrte eine Stunde lang durch die Straßen der Stadt, verfolgt von schmerzlichen oder verzweiflungsvollen Gedanken.

Endlich blieb er in einer Straße nicht weit vom Thore stehn und schien mit Gewalt seine Aufregung bezwingen zu wollen. Dann trat er in einen Tuchladen und fragte eine Frau, die hinter dem Ladentisch stand, ob Herr Konrad auf seinem Zimmer wäre.

Ach, guten Tag, Herr Robyn, antwortete die Frau, indem sie unter vielen Höflichkeitsbezeugungen vortrat. Konrad ist wohl nicht zu Haus; aber der Schlüssel steckt auf seinem Zimmer. Er ist ausgegangen, um Notenpapier zu holen, und kommt sogleich wieder. Gehen Sie nur gefälligst nach Oben, um einen Augenblick auf ihn zu warten.

Berthold stieg die Treppe hinauf, trat ohne Zögern in das Zimmer und sank in einen Stuhl. — Den Blick zur Erde gerichtet, blieb er eine Weile still sitzen, wie jemand, der ermüdet ist und sich ausruhen will.

Das Gemach, das Konrad bewohnte, hatte ein sehr bescheidenes Aussehen, obwohl Alles merkwürdig sauber gehalten und mit vieler Sorgfalt geordnet war. Außer dem gemietheten Piano — ein kostbares Meubel allerdings! — sah man keinen andern Hausrath als drei oder vier feine Stühle, einen breiten Tisch voll Musikalien, einen Violinkasten und eine ziemlich große Lampe; außerdem noch ein Bücherbrett mit drei oder vier Fächern, worin Konrad die

wenigen Bücher, welche er besaß, sorgsam aufgestellt hatte. Es waren meist Werke von alten und neuen Dichtern, noch ungebunden, aber schon sehr gebraucht.

Man konnte beim ersten Blick erkennen, daß der Bewohner dieses Stübchens, wenn auch nicht im Wohlstand lebend, doch keinen Mangel litt, und sich bisweilen noch einige Ausgaben erlauben konnte, um eine Laune seines Geistes zu befriedigen. Das breite Kamingesims war geziert mit Gypsbildern, mit Muscheln und Seegewächsen, mit ausgestopften Vögeln und vielerlei Kleinigkeiten, die viel Geld kosten, aber nur für den, der sie gesammelt hat, Werth haben. Aber etwas fesselte noch ganz besonders die Aufmerksamkeit der wenigen Besucher Konrads.

Zwischen dem Schornstein und dem Fenster war die Wand ganz bedeckt mit Portraits von Künstlern aller Zeiten und Länder; und zwar in so ansehnlicher Zahl und in so verschiedener Form und Größe, daß man nicht zweifeln konnte, Konrad mußte Jahre lang seine Sorge auf die Bildung dieser Sammlung verwandt haben.

Obwohl unter diesen Bildnissen auch Namen von Tonkünstlern, Malern und Gelehrten standen, so waren doch die Portraits von Dichtern augenscheinlich in der Mehrzahl und Konrad hatte selbst einige von ihnen, in der Mitte der Wand neben einander gestellt und sie alle zusammen mit einem schwarzen Bande umgeben.

In diesem Trauerrahmen hingen die Bildnisse von Homer, Milton, Tasso, Camoens, Cervantes, Vondel, Chatterton, Gilbert und noch einiger andern.

Es konnte sonderbar erscheinen, daß geringere Dichter wie Chatterton und Gilbert, von Konrad in diesen bevorzugten Kreis zugelassen waren, mit Ausschluß viel namhafterer Künstler; aber es lag ohne Zweifel unter dieser Zusammenstellung ein geheimer Gedanke verborgen.

Allmählig hatten sich aufs Neue aufregende Gedanken Bertholds bemächtigt. Er war aufgestanden, hatte einige Schritte durch das Gemach gethan und befand sich jetzt vor der Wand mit den Bildnissen. Bald fixirte sich sein Blick auf den schwarzen Kreis.

Bisher hatte er auf die Anordnung der Portraits wenig

Acht gegeben; er hatte immer gemeint, daß es eine Grille von Konrad wäre, ohne andere Absicht als die Verzierung des Zimmers; aber jetzt, in seiner verzweifelten Gemüthsstimmung wollte er eine traurige Bedeutung in dem Trauerband entdecken und wirklich, er fand, ohne es zu wissen, die Bedeutung. In tiefes Sinnen versunken, murmelte er:

Homer, der größte aller Dichter? Er bettelte um sein Brod und war blind!

Torquato Tasso, der Ruhm Italiens? Er starb im Wahnsinn!

Camoens, der herrliche Sänger der Luisiade? Er auch mußte die Hand ausstrecken, um nicht vor Hunger zu vergehn!

Cervantes, der geistvolle Schreiber des Don Quixote? Er starb arm und verlassen!

Vondel, der Niederlande mächtiger Geist? Im Alter von achtzig Jahren lag der herliche Greis noch über ein Pult gebückt, als demüthiger Buchhalter in einer Wohlthätigkeitsanstalt!

Chatterton, der kühne Dichter? In wahnsinniger Verzweiflung warf er ein Leben von sich, das ihm nichts als Unglück versprach!

Gilbert, unschuldiges Opfer des Hasses; — er starb den schrecklichsten Tod in einem Spital!

Erschrocken zurückfahrend, rief Berthold im Tone der tiefsten Entmuthigung:

Welches entsetzliche Schicksal! Die schönsten Namen, die an der Krone der Menschheit funkeln, so den gräßlichsten Wechselfällen des Lebens preisgegeben! O mein Oheim, Laura's Vater und alle, die mich lieben oder kennen, sie haben vielleicht Recht, wenn sie meine Schritte von dieser unheilbaren Bahn zurückziehen wollen! Ja, ja, mein Entschluß ist gefaßt: ich werde der Kunst ein ewiges Lebewohl sagen; meine verführerischen Träume überwinden, und vergessen, daß jemals ein Trieb nach einer höhern Bestimmung in mir gelebt hat. Ich werde mir Gewalt anthun, um mich dem Materiellen hinzugeben, um das Geld als einzige Glücksquelle zu lieben . . . . Vielleicht werde ich dann in träger Ruhe durch das prosaische Leben hindurchträumen,

unberühmt, aber auch unbedauert, bis das Grab zugleich mit meiner Leiche mein Andenken verschlingt .... Wie schmerzlich ist doch für den Menschen die Verläugnung seines innern Wesens! Aber es geht nicht anders, die Dankbarkeit ist ein Gesetz, das man nicht verachten darf. Jetzt zerreißt mir diese Aufopferung das Herz und erfüllt mich mit Schreck, als müßte sie meine Lebensbahn für alle Hoffnung und alle geistige Freude schließen; aber ohne Zweifel täusche ich mich ...

Ach, Herr Berthold, rief Konrad, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie, ohne es zu wissen, so lange warten ließ. Wie schön sind doch Ihre Gedichte! Ich habe sie schon größtentheils gelesen! Welches Feuer, welche Begeisterung, welche Fülle jugendlicher Lebenslust! Haben Sie Dank für den schönen reinen Genuß, den Sie mir gewährt haben .... Aber Sie sehen ja so traurig aus, Berthold? Sind Sie unwohl?

Der Jüngling ergriff die Hand des Künstlers und sprach, indem er ihm wehmüthig in die Augen sah:

Konrad, ich bin unglücklich. — Mein Herz muß sich ausschütten. Lassen Sie mich mein Loos vor Ihnen beklagen; es wird vielleicht meinen Schmerz lindern.

Nun, sagen Sie mir, was ist Ihnen begegnet? fragte Konrad, theilnehmend aber ruhig. Ich werde Sie zu trösten suchen; und ich glaube, es wird nicht schwer sein; es fahren wieder schwarze Wolken über den stürmischen Himmel der Phantasie, nicht wahr?

Konrad, klagte der trauernde Jüngling, ich habe es unwiderruflich beschlossen, für immer der Poesie zu entsagen!

Gottlob, daß es nicht ernsthafter ist! sprach der Musikus lächelnd. Es ist eine gewöhnliche Laune der Dichter, daß sie bei der mindesten Widerwärtigkeit die Harfe zerschlagen wollen; aber das Instrument sitzt ihnen im Herzen und ist außer dem Bereich ihres Willens. Ihre Aufregung ist, wie ich wohl sehe, nichts weiter als ein Dichterschmerz, wie ihn sich die Herren oft selbst schaffen, um die Quelle inniger und tiefer Gedanken desto reiner in ihrem Geiste fließen zu lassen ...

Nein, nein, Sie irren sich, Freund, seufzte Berthold, mein Beschluß ist unabänderlich gefaßt. Ich entsage für immer der Zukunft, die ich mir geträumt hatte. Es bereitet mir Schmerz, ich gestehe es; aber ich werde Trost suchen in einer andern Geistesrichtung.

Der eigenthümlich dumpfe und gelassene Ton, mit welchem der Jüngling diese letzten Worte gesprochen hatte, überraschte Konrad und schien ihn plötzlich mit Kummer zu erfüllen.

O Berthold! rief er, Gott behüte Sie vor der Ausführung Ihres unseligen Beschlusses! Aber was brachte Sie so unerwartet dazu?

Etwas Schreckliches, wovon ich den Grund nicht erforschen kann, das ich aber in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde, sagte der Jüngling und erzählte nun die furchtbare Scene im Hause seines Oheims, schilderte die Wuth des armen Kranken über das Gedicht „der Wucherer“, seine bittern Klagen über Undankbarkeit, seinen mit gebrochener Stimme gegebenen Befehl, das Haus bis nach Mittag zu verlassen und schloß endlich mit den Worten: Diesen Abend werde ich Alles verbrennen, was mir jemals aus der Feder geflossen ist; morgen lasse ich alle Abdrücke meines Werkes vernichten, — damit nicht einmal eine Erinnerung davon übrig bleibe!

Konrad sagte unter traurigem Kopfschütteln: Ihr Werk vernichten? Berthold, ich versichere Sie, das werden Sie nicht thun!

Zweifeln Sie nicht! erwiederte der Jüngling. Wohl erschreckt mich der Gedanke, daß ich meiner Seele das heitere Leben der Phantasie entziehen soll, als würde nun eine ewige Nacht über meinen Geist sich lagern .... aber ich werde dies Schreckbild überwinden ...

Ich kann es nicht glauben, Berthold. Wie, Sie sollten, um eine solche Kleinigkeit Ihrer Bestimmung entfliehen und schon beim ersten Schritt auf der Bahn der Kunst, vor einer vorübergehenden Widerwärtigkeit zurückweichen? Wenn ich Sie einer solchen Schwäche für fähig hielte, so würde ich zu Ihnen sagen: Du hast Recht, Berthold, fliehe aus einem Kampf, wozu dir Gott nicht den nöthigen Muth

gegeben hat: — aber Sie mißkennen sich selbst, die kräftige Seele, die sich in Ihren Gedichten offenbart, ist nicht so geartet, daß sie feige ihr eigenes Wesen aufgeben könnte aus Furcht, daß die Dornen der Dichterkrone sie verwunden . . .

Nein, nein! antwortete Berthold traurig, es fehlt mir nicht an Muth; aber sehen Sie, Konrad, mein Oheim hat mich nach dem frühen Tode meiner Eltern wie seinen eigenen Sohn geliebt. Er hat mir eine sorgfältige Erziehung geben lassen und spart und sorgt jetzt noch unaufhörlich, um mir ein reiches Erbtheil zu hinterlassen. Ich darf seine Güte nicht mißachten; Undankbarkeit ist ein Wort, vor dem ich erzittere als vor dem Namen des Fluchwürdigsten aller Laster. Wofern es meinen guten Oheim so unbegreiflich betrübt, daß ich die Dichtkunst übe, wohlan, ich werde mich seinem Willen fügen, und mit Gelassenheit mein Loos annehmen. Geben Sie sich keine unnütze Mühe, meinen Beschluß zu ändern, Konrad; Sie würden nur den Zweifel in mein Gemüth werfen und mich noch unglücklicher machen!

Also, es ist entschieden? Sie werden den heiligen Funken der Poesie in Ihrem Herzen ersticken? Und was werden Sie mit Ihren Gedanken machen? Wie werden Sie die Unruhe Ihres Geistes stillen?

Ich werden Beschäftigung suchen, mich auf den Handel legen, und friedlich die Freuden des Lebens genießen.

Wie irren Sie sich! rief Konrad aus. Sie werden unglücklich sein, über die Maßen unglücklich! Wissen Sie wohl, was das Geheimniß alles Glücks, aller Macht, und aller Größe im Menschen ist? Das Geld, würde Herr Kemenaer sagen, und auch Sie, in Ihrer trüben Laune, scheinen ihm Recht geben zu wollen. Nein, dies Geheimniß ist, daß der Mensch einmal seinen wahren Beruf und seine echte Bestimmung erkenne und ihr folge. Wehe dem, der auf Erden den Charakter zu tilgen sucht, den Gott seiner Seele eingeprägt hat; wehe dem Unglücklichen, der durch die Umstände aus der ihm beschiedenen Bahn geworfen wird! Es sind Wesen, die irrend und wie verloren durch die Welt wanken, die trauern, leiden und hinschmachten;

die ins Grab steigen, ohne jemals die ihnen angeborenen Kräfte und Fähigkeiten gebraucht haben zu können .... Und, Berthold, was ich Ihnen sagen werde, wird Sie in Erstaunen setzen: ich bin einer von diesen halben Menschen, von diesen verfehlten Wesen!

Sie? rief der Jüngling betroffen: Unmöglich!

Sehen Sie mein Gesicht an, fuhr Konrad fort, es ist bleich und mager: meine Augen sind ohne Leben, mein Rücken ist gebeugt und meine Brust schwach. Ich bin kränklich und schwindsüchtig seit vielen Jahren. Was für eine Krankheit mag wohl, meinen Sie, meine Gesundheit so untergraben? Es ist eine betrogene Seele, die sich rächt und aus Mangel an anderer Nahrung, ihre eigene Wohnung verzehrt. Setzen Sie sich nieder und horchen Sie, ich werde Ihnen mein Schicksal erzählen. Vielleicht werden Sie dann vor dem verhängnißvollen Entschluß, den Sie fassen wollen, zurückschrecken.

Und nun erzählte er, daß sein Vater, ein armer Privatlehrer, ihm eine sehr sorgfältige Erziehung gegeben, ihn in den Sprachen und in der Musik habe unterrichten lassen, und ihn selbst mit den Schönheiten der berühmtesten Dichter bekannt gemacht habe. Dadurch habe er aber, ohne es zu wissen, in ihm die glühende Begierde nach einer geistigen Thätigkeit und nach Ruhm entzündet. Er habe als Jüngling, von einer zwingenden Gewalt getrieben, auf Alles und überall Verse gemacht, selbst auf dem Handelsbüreau, wohin ihn sein Vater geschickt habe in der Hoffnung, dadurch bald von seiner poetischen Leidenschaft geheilt zu werden. Nach vier Monaten sei er als unbrauchbar zu ernsthaften Arbeiten vom Büreau verwiesen worden. Sein Vater habe ihm, als er seinen Entschluß erklärt, Dichter werden zu wollen, das beklagenswerthe Ende so vieler berühmter Dichter vorgehalten und ihn zu wiederholten Malen, sogar fußfällig gebeten, von der Poesie abzulassen und der Handlung sich zu widmen. Endlich habe er aus Liebe zu seinem Vater nachgegeben, sei auf ein anderes Comptoir gegangen, und habe seine prosaischen Arbeiten mit großer Gewissenhaftigkeit, aber ohne Liebe und wahren Eifer verrichtet. Die Flamme der Poesie habe düster fortgeglommen

in seinem Herzen, er sei still, gedrückt, tiefsinnig geworden; zuletzt habe seine Seele, von dem Wege ihrer angeborenen Bestimmung abgeirrt, an nichts mehr Gefallen gefunden, selbst nicht an der Musik, die sonst ihm in den arbeitsfreien Stunden Trost gewährt. Vor lauter Kummer sei er kränklich geworden und sichtlich abgezehrt. — So habe er zehn Jahre als Handlungsdiener zugebracht, zehn Jahre der Verzweiflung und des verschwiegenen Leidens. Da habe ihm der Tod seines Vaters die Freiheit und mit ihr die Hoffnung auf Erlösung wieder gegeben. Hören wir ihn nun selbst von diesem Wendepunkt seines Schicksals reden:

Aufs Neue öffnete sich vor meinen Augen die glanzvolle Zukunft, die ich in meiner ersten Jugend geträumt hatte. Ich wollte wieder Verse machen und saß ganze Nächte mit brennender Stirn über das Papier gebeugt. Aber ach! der Quell der Gedanken schien in mir versiegt; der Sinn für Form und Maß war in mir geschwunden, das geisttödtende Büreauleben hatte meine Phantasie gelähmt und mir das feinere Gefühl geraubt . . . Ich sollte also Handlungsdiener bleiben, voll Ekel durch das farblose Leben schleichen und endlich vor Aerger und Kummer sterben? — Lange kämpfte ich in meinem Innern mit der schrecklichen Ueberzeugung von meiner Schwäche . . . . Eines Abends als ich, den Kopf in die Hände gestützt, einsam sinnend da saß und ängstlich in den dunkeln Abgrund meiner Zukunft blickte, fiel mein Auge auf die Geige, die voll Staub und vergessen an der Wand hing. Ein Freudenschrei entfuhr meiner Brust; es war mir, als hätte ich ein helles Licht über mein Leben aufgehen sehen. Die Geige! Musikus werden, mit Künstlern leben, Künstler sein! — Voll Vertrauen und Stolz gab ich meine Stelle als Comptoirist auf und begann mit fieberhafter Hast mich auf der Geige zu üben. Monate lang schwebten Tag und Nacht die glückversprechenden Töne durch mein einsames Kämmerchen. Ich schenkte mir sogar kaum Zeit, um Nahrung zu mir zu nehmen, so sehr erfüllte mich der feste Wille, auf dieser Bahn mir den Namen eines Künstlers zu erwerben. Meine Gesundheit schien sich wieder herzustellen; aber, weil ich keine Geldmittel besaß, gerieth ich nach und nach und fast

ohne es zu merken, in die tiefste Armuth. Ich kam auf eine Bodenkammer, ich litt Hunger und Demüthigung; aber mich stärkte der Gedanke, daß ich hier einen Kampf lieferte, der über Tod oder Leben meines Geistes entscheiden mußte. Ach, ich hatte mich getäuscht. Berthold, wenn man zum Dichter geboren ist, wird man nicht Musikus durch den Willen allein. Die Geige, das Piano? Um wirklich Künstler auf beiden Instrumenten zu sein, muß man sich von Kindheit an darauf üben und diese Uebung nie unterbrechen; man muß seinen Verstand und sein Gefühl aus Kopf und Herz in seine Finger versetzen und so zu sagen damit verwachsen lassen. — Sieben Jahre sind vergangen, seit ich in meiner Geige eine bessere Zukunft entdeckt zu haben glaubte, sieben Jahre Aufopferung, Noth und Arbeit — und ich schätze mich glücklich, auf dem Orgelchore der Hauptkirche einen Posten zu haben und ich bücke mich und bettle um eine Stunde Clavierunterricht!

Unglücklicher Freund! flüsterte Berthold bewegt.

Ach, das wäre nichts, rief Konrad verzweiflungsvoll aus, wenn mein Gewissen mir nicht fortwährend Vorwürfe machte! Wissen, daß man geboren war, um in der Welt etwas zu sein, etwas Großes vielleicht — und fühlen, daß man die Strafe trägt für seine Schwäche. Unfähig sein für Alles, weil man das Einzige verleugnet hat, wozu uns Gott die Fähigkeiten schenkte! Was ist mein Leben? Enttäuschung, Trauer, Verzweiflung. Ich habe in meiner Jugend den leiblichen Hunger gefürchtet . . . . und nun muß meine Seele Hunger leiden, bis der Tod sie von dem Feigling erlöst, der sie hat verschmachten lassen!

Bei diesen letzten Worten rollten zwei Thränen aus Konrads Augen und er schwieg, überwältigt von seiner heftigen Gemüthsbewegung. Bevor aber Berthold ein Wort des Trostes an ihn richten konnte, hob er den Kopf wieder empor und sagte mit traurigem Lächeln:

Und Sie, Berthold, Sie meinen, daß Sie glücklich sein würden in dem gewöhnlichen Leben der Welt? Sie glauben, daß Geld, Ueppigkeit, Pracht einer Seele wie die Ihrige Befriedigung gewähren können? Nun, versuchen Sie es einmal zu vergessen, daß ein Funke des göttlichen

Feuers in Ihr Haupt herniedergestiegen ist. Was wird die unvermeidliche Folge dieser Schlaffheit sein? Mitten in der Pracht werden Sie Ihr Herz leer fühlen; immer wird Ihr Geist höher steigen wollen, Sie werden grübeln, träumen und trauern, als ob etwas an Ihrem Leben fehlte . . . Und wenn die Zeit der jugendlichen Phantasiefülle und Begeisterung vorüber ist, — dann wird es Ihnen gehen wie mir, Sie werden hinschwinden in geheimem Lebensüberdruß und mit Entsetzen zurücksehn auf das, was Sie verlassen und verloren haben. Geld kann Ihnen nicht helfen, Geld gibt dem Menschen keine eigene Würde. Ihnen ist eine Seele gegeben, die nach Mittheilung strebt, die nach Ruhm durstet, die durch eigene Kraft und eigene Tüchtigkeit glänzen will; sie wird Ihnen keine Ruhe lassen . . . Wagen Sie, Ihrer Bestimmung zu entfliehen, — ich, ein armer Musikant, ein verlaufener Künstler, ich sage es Ihnen, Sie werden unglücklich sein!

Die strengen Worte Konrads machten auf Berthold sichtlich einen tiefen Eindruck. Er fing an in seinem Entschlusse wankend zu werden und erkannte immer deutlicher, daß Konrad's trübe Vorhersagungen an ihm sich verwirklichen würden. Als er nun, um doch etwas einzuwenden, Konrad an das unglückliche Schicksal so vieler Dichter erinnerte und auf die Portraits in dem Trauerrand hinwies, erwiderte dieser, er habe diese Bildnisse zu seinem eignen Troste gesammelt, er habe sich aber getäuscht. Denn jene unglücklichen Dichter seien eben höchst wahrscheinlich allein so groß geworden, weil ihr Leben voll Unruhe und scheinbarer Widerwärtigkeit geblieben sei. Die Seele stumpfe sich im Schlummer der Zufriedenheit ab, wie eine stählerne Klinge, die ihren Glanz und ihre Schärfe durch den Rost der Unthätigkeit verliere. Dagegen seien Schmerz und Leiden für den Dichter das Feuer, wodurch seine Seele zu neuer Kraft und Gediegenheit geläutert und zu neuer Thätigkeit begeistert würde. Der Künstler würde durch sein inneres Leben reichlich entschädigt für alle Entbehrungen des materiellen Wohlseins. Und gegen alle Wechselfälle des Schicksals wappnete und stählte ihn schon der Gedanke, daß er unsterblich sei, die Ueberzeugung, daß nach seinem Tode

seine Geistesschöpfungen fortleben würden, um die künftigen Geschlechter vor der tödtenden Liebe zur Materie zu bewahren und die menschliche Natur durch die Ideen des Guten und Schönen zu ihrem Ursprung, zu Gott, zu erheben!

Könnte ich Ihrem Rathe folgen! rief Berthold tiefbewegt aus. Denn in der That, ich fühle es wohl, für mich gibts kein Glück im materiellen Wohlsein . . . aber ich darf nicht: mein Oheim, die Pflicht der Dankbarkeit . . .

Ihr Oheim wird sich schon beruhigen, Berthold.

Nein, nein, er ist zu sehr auf mich erbittert; ich weiß nicht, was für ein drohendes Feuer in seinen Augen glühte: als er mit dem Finger auf mein Gedicht „Der Wucherer“ wies, funkelte der Haß in seinem Blick.

Das Gedicht „Der Wucherer“ murmelte der Musikus. Ich begreife . . .

Sie begreifen, warum dieses Gedicht meinen Oheim so übermäßig erzürnt? Warum es Laura's Vaters sogar vor Entsetzen erzittern machte?

Was Herrn Kemenaer betrifft, der hat den Geldteufel im Leibe und er haßt Alles, was man nicht für Gold kaufen kann; aber Ihr Oheim, das ist was anders: er treibt Handel in Geld. — Wie dem auch sei, Berthold, es geziemt sich weder mir noch Ihnen, zu untersuchen, warum Ihr Oheim sein eigenes Bild in Ihrem Gedichte zu finden glaubt.

Gott, wenn das wahr wäre! rief der Jüngling betroffen. Aber es ist unmöglich; mein Oheim leihet allerdings Geld aus; doch an Unglückliche, weit mehr aus Mitleid als aus Gewinnsucht.

Das Geld hat nur Mitleid mit Unglücklichen, die hohe Zinsen zahlen.

Gräßlich! schrie Berthold, indem er sich die Hände an die Stirn legte. Ich wäre also wirklich eine Schlange, die, obschon unwissend, ihr Gift gegen ihren Wohlthäter ausspeiet? — Und ich sollte das Buch nicht vernichten, worin ich die Poesie durch die abscheulichste Undankbarkeit entheiligt habe? Konrad, Konrad, warum haben Sie mir dies gesagt? Ihre Meinung mag gegründet sein oder nicht; es ist genug, daß das Gedicht meinen Oheim, meinen Wohlthäter blutig gehöhnt hat.

Konrad, der eine Weile in Gedanken versunken gewesen, sprang jetzt plötzlich auf und rief mit überraschender Heiterkeit:

Ach, ich weiß ein Mittel — ein Mittel, um Ihren Oheim mit Ihnen zu versöhnen, um Ihr Buch zu retten, um all Ihren Kummer mit einem Male verschwinden zu lassen!

Berthold sah seinen Freund ungläubig an.

Nein, nein, vermehren Sie meine Schmerzen nicht durch eine neue Ungewißheit! seufzte er.

Einfach, aber unfehlbar ist das Mittel, sprach Konrad. Lassen Sie aus Ihrem Buche das Blatt nehmen worauf „Der Wucherer" steht; lassen Sie ein anderes Blatt mit andern Versen drucken und einfügen. Ueberzeugen Sie Ihren Oheim, daß das Gedicht wirklich und völlig vernichtet ist. Ihre Fügsamkeit wird ihm gefallen.

Ein Lächeln glücklicher Ueberraschung erheiterte Bertholds Gesicht.

O, der gute Gedanke! rief er. Sicher ist dies unselige Gedicht allein die Ursache seiner unbegreiflichen Wuth gegen mich; mein Oheim ist die Gutmüthigkeit selbst; er trauert jetzt vielleicht schon über den Verdruß, den er mir bereitet hat. Welch schweren Stein wälzen Sie von meinem Herzen, Konrad! Die düstre Wolke der Verzweiflung ist nun vor meinen Augen verschwunden! Dichter sein! Ja, ich muß, ich will Dichter sein! Unglück, Schmerz, Widerwärtigkeit, nichts soll mich zurückhalten! . . .

Mitten in seinen hoffnungsreichen Herzensergießungen unterbrach ihn die Hauswirthin, welche die Thür des Zimmers öffnete.

Herr Robyn, sagte sie, nehmen Sie es nicht übel, daß ich so unerwartet vor Ihnen erscheine; aber hier ist ein Frauenzimmer, das eine eilige Botschaft für Sie hat; sie ist die Dienstmagd Ihres Oheims.

Margarethe? rief Berthold der Angemeldeten entgegeneilend und Sie ins Zimmer ziehend. Ihr vergießt Thränen? Was ist geschehen?

Aber die alte Magd sank auf einen Stuhl nieder, legte die Hände vor die Augen und begann laut zu jammern

und zu weinen. Der Jüngling, der sowohl durch Mitleid, als durch geheimen Schreck tief erschüttert war, richtete viele heftige Fragen an sie.

Lassen Sie mich nur erst Athem schöpfen, schrie sie mit allen Zeichen der Verzweiflung. Ach, ich werde davon sterben, das ist sicher; diesen Schlag überleb' ich nicht.

Um Gottes willen, sprecht, Margaretha, bat Berthold, Ihr macht mich zittern. Sagt, warum weint Ihr so bitterlich?

O, was bin ich unglücklich! Ach, der gute Herr Robyn, der ein Testament gemacht hat, weil er seine alte Margarethe nicht vergessen wollte.

Mein Oheim? Ein Testament? Was sagen Sie? Was ist ihm widerfahren? schrie Berthold, bleich vor Angst.

Er ist todt! schluchzte die Magd.

Der Jüngling ließ einen gräßlichen Schrei durchs Zimmer erschallen, indem er mit dem Kopf an die Brust des Musikus sank.

Konrad, Konrad, rief er, haben Sie Mitleid mit dem armen Berthold. O, ich bebe vor mir selbst zurück, ich bin eine Schlange, die ihr Gift auf ihren Wohlthäter speiet und ihn durch ihren Biß ermordet. Er ist todt, er ist von seinem Zorn überwältigt worden; er hat mich vielleicht verflucht!

Als ob Margarethens Trauer plötzlich gestillt gewesen wäre, sie stand auf, näherte sich dem Jüngling und sagte:

Sie irren sich, Herr Berthold; er ist an einem Schlagfluß gestorben; und er war nicht auf Sie böse, denn er wollte sie noch vor seinem Tode sehen. Er hat oft nach Ihnen gerufen; aber wir wußten nicht, wo Sie zu finden.

Mein guter Oheim, er hat sich meiner in seiner Sterbestunde erinnert, seufzte Berthold. Gütiger, barmherziger Gott, habe Dank! Ich darf noch hoffen, daß er mir Vergebung geschenkt hat.

Konrad hielt eine seiner Hände und flüsterte dem in Thränen zerfließenden Jüngling tröstende Worte zu.

Die alte Magd sah ihn eine Weile mit einem Ausdruck von Unglauben auf den Lippen an. Er schien ihr unmöglich, daß jemand, der solche große Schätze erben sollte,

wirklich aufrichtig trauern könnte. In der Meinung, daß Berthold den Schmerz nur erheuchelte, weil die Gewohnheit es so wollte, sagte sie mit einer gewissen Ungeduld:

Nun, Herr, seien Sie doch nicht so traurig; Sie haben Gründe genug, um sich zu trösten. Länger können Sie nicht hier bleiben. Unser Haus ist voll Fremder, und jedermann frägt, wo Sie sind. Es ist nicht anständig, daß man denkt, Sie seien gleichgültig. Sie müssen nach Hause kommen und den Leuten zeigen, daß Sie den Tod Ihres Oheims betrauern.

In der That, Sie müssen nach Hause gehn, Berthold, sprach der Künstler.

Kommen Sie, Konrad, kommen Sie mit mir, bat der Jüngling, indem er seinen Freund zur Thüre zog.

Und da der Musikus ihn zu fragen schien, was er in dem Hause seines Oheims machen sollte, sagte Berthold ihm mit fieberhafter Aufregung:

Konrad, ich bin ganz beklommen; der Schreck überwältigt mich. Sie sollen meinen Muth stützen, und die Verzweiflung von mir treiben. Kommen Sie, kommen Sie, wir wollen zusammen am Todtenbette meines Wohlthäters beten.

Konrad nahm seinen Hut und verließ das Zimmer mit Berthold und der alten Margaretha.

IV.

Es ist Nacht. Die Stadt scheint in Ruhe und Dunkelheit wie in einen Abgrund versunken. Alles schläft.

Im Hause des Herrn Robyn ist ein abgelegenes Kämmerchen mit Trauerflor behangen. Auf einem Tisch steht ein silbernes Krucifix zwischen zwei gelben Wachskerzen. Der düstre und flackernde Schimmer dieser Trauerlichter wirft auf alle Gegenstände eine Todtenfarbe und erreicht mit genauer Noth einen Alkoven, worin jemand unter einer schneeweißen Decke auf dem Rücken ausgestreckt liegt. Es ist ein Greis; silberweiße Haare glänzen auf seinen Schläfen. Man könnte glauben, er schliefe; aber sein von dem gelben Kerzenschimmer getroffenes Gesicht sieht bleifarbig und entsetzlich bleich aus; seine verzerrten Lippen bleiben unbeweglich; sein ganzes Antlitz ist durch einen schreckenerregenden Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung entstellt. Es ist so, als ob diese Person unter dem Ausstoßen eines kläglichen Angstschrei's vom Tode überrascht worden wäre.

Am obern Ende des Bettes sitzt ein altes Weib, mit dem Kopfe an den Rücken ihres Stuhles gelehnt. Ihre Kleidung ist unordentlich und abgenutzt, unter ihrer Flügelhaube hängen einige verworrene Haare hervor. Ihr Gesicht ist von tiefen Runzeln durchfurcht und zeugt durch seine männlichen strengen Züge von rauher Gemüthsart und ungebildetem Wesen. Schwer ist ihr Athemholen, sie schläft aber doch nicht fest; denn zuweilen öffnet sie ihre grauen Augen zur Hälfte und wirft einen bewußtlosen Blick auf eine andere Frau, die am andern Ende des Alkovens sitzt.

Diese ist jünger, und obwohl ihre Kleider gleichfalls Armuth verrathen, sind sie doch sauber und sorgfältig geordnet. Sie liegt den Kopf auf dem Arm, auf der Ecke des Tisches und schläft wirklich einen leisen Schlummer.... Stundenlang beschienen die Wachskerzen die hohlen Wangen der Leiche, stundenlang blieben die angestellten Wächterinnen in Schlaf versunken . . . . bis endlich ein Wagen auf der Straße durch seine Erschütterung ankündigt, daß der Morgen im Anzuge ist.

Das alte Weib öffnete langsam die Augen, dehnte ihre Glieder und murmelte bei sich selbst:

Buh, was ist es kalt! Es ist mir, als hätte ich alle Gebeine gebrochen auf diesem harten Stuhl. Nicht wahr, sie hätten einem armen Menschen auch ein Polster geben können, um darauf zu sitzen. Freilich, es würde dadurch verdorben werden! Es ist doch recht gut, daß der Tod gerecht ist. Dieser alte Wucherer, der da liegt und Gesichter schneidet, als wenn er schon in der Hölle bratete, wird diesen Morgen in eine Grube geworfen werden, gerade so als ob er in seinem Leben keinen Heller mehr besessen hätte als die schwarze Beth; und die Würmer werden nicht darnach fragen, ob er auf einem Polster gesessen hat oder nicht. — Buh, was ist es hier doch kalt! He, Tres, werdet doch einmal munter! Ihr habt nun genug geschlafen, die Bauern fahren schon auf den Markt.

Die junge Frau erwachte, rieb sich die Augen und sagte, indem sie etwas erschrocken in der Kammer umhersah:

Ach, was für ein häßlicher Traum! Der Schweiß steht mir davon noch auf der Stirn!

Es scheint mir, Tres, daß Ihr wirklich zittert. Ich glaube nicht, daß Leichenbewachen Euer Beruf ist; es ist aber dennoch ein besseres Pöstchen, als es scheint. Wenn's nur öfter was zu thun gäbe; aber die Menschen leben jetzt so lange!

O weh, Beth, was bin ich doch beklommen! Ich träumte, daß der Herr da im Alkoven — Gott mag seiner armen Seele gnädig sein! — ich träumte, daß er vom Bett aufstände und zu mir käme. Er sah mich so stier an mit seinen gläsernen Augen, und wollte mir mit Gewalt die Hand geben. Ich meinte, ich stürbe vor Schreck; denn Ihr wißt ja wohl, daß die Hand eines Geistes glühend ist wie Feuer?

Ach, Ihr Thörin! lachte das alte Weib, todt ist todt; es kommen keine Geister wieder zurück, sie haben dort oben Arbeit genug mit ihrer eigenen Rechnung. Habt nur keine Furcht; was da liegt ist Staub und Asche, wie das Sprüchwort sagt .... Seht aber einmal unter den Tisch, ob noch etwas in der Flasche ist; denn, ich weiß nicht, es ist mir so flau ums Herz und es ist hier so kalt!

Tres holte eine Flasche unter dem Tisch hervor und reichte sie ihrer alten Gefährtin. Diese nahm einen Schluck und sagte indem sie ein sonderbares Gesicht schnitt:

Nun, Tres, versucht's auch; es wird Euch erwärmen!

Pfui! antwortete die Andere mit Abscheu, ich mag den bösen Trunk nicht.

Seid Ihr denn mit Milch und Weisbrod aufgezogen? Wartet nur eine Weile: wenn Ihr das Aemtchen einer Leichenwächterin weiter versehen wollt, werdet Ihr wohl bald anders sprechen.

Gott bewahre mich, daß ich jemals in meinem Leben bei einem fremden Todten wache, sagte die junge Frau mit einem Seufzer. Ich hab' es angenommen, weil mein Mann im Spital liegt und ich doch etwas verdienen muß, um meinen unschuldigen Kindern Brod geben zu können; aber es ist sicher das letzte Mal gewesen. Der Tod ist zu häßlich; wenn ich meine Augen auf das Gesicht dieses armen Herrn Robyn richte, zittere ich wie ein Rohr.

Man hört es deutlich, Tres, daß Ihr noch neu seid in Eurem Amt, sonst würdet Ihr im Gegentheil sagen: je häßlicher, desto lieber!

Ach, Ihr seid von Sinnen. Sprecht doch nicht solche Worte an dem Orte, wo wir sind, rief Tres, indem sie den Kopf mißbilligend schüttelte.

Ihr meint wohl, daß der alte Filz es hören wird? versetzte die schwarze Beth. Wenn Ihr und ich und andere arme Leute sterben, worüber sollen wir da trauern? Wir sind nackt und bloß auf die Welt gekommen, und gehen eben so reich wieder heraus. Wir schneiden nicht solche häßliche Gesichter; denn wirklich, es müßte da oben schrecklich schlecht sein, wenn wir es nicht etwas besser hätten, als hier unten.

Wenn man keine Kinder, keinen Mann oder keine Mutter hätte, die man verlassen müßte, dann würde vielleicht der Tod für uns nicht schlimm sein; aber, arm oder reich, das Leben ist doch so süß.

Wie ist es einem reichen Mann zu Muthe, der sterben soll? Er sieht sein Gold, seine Häuser, seine Kutschen an; er war überall der Erste; jedermann kroch auf den Knieen vor ihm; auf seinem Tische standen alle Arten von Leckerbissen; er trank Wein vom Morgen bis zum Abend; in seinem Hause war Musik; er spielte und praßte, als ob das sein Handwerk wäre . . . Alles, Alles muß er verlassen; von seinem Reichthum kann er nichts mehr mitnehmen als ich oder Du: einige Ellen Leinewand! Hättest Du Dein ganzes Leben lang in Geld und in Ueberfluß geschwommen, Tres, und der Mann mit der Sense käme und sagte „aus ist der Schmaus!“ du würdest auch wohl häßliche Gesichter schneiden, nicht wahr?

Was Ihr sagt, ist doch nur Spötterei, antwortete die Andere, ich habe die Madame aus der Wagenfabrik hinter unserer Ecke gesehn, als sie als Leiche dalag. Sie hatte ein Gesicht so ruhig, so süß und so heiter, als ob sie schon ein Engel im Himmel gewesen wäre. Vor ihr hab' ich mich nicht gefürchtet; hätte ich es nur thun dürfen, seid sicher, ich hätte sie geküßt, in der Ueberzeugung, daß es für mich ein Segen gewesen sein würde. So ist der Tod nicht schrecklich.

Ich glaub' es wohl! Von wem sprecht Ihr aber auch? sagte die schwarze Beth. Eine Dame, die die armen Leute so gerne sah, — die alle Tage gute Werke that und keine größere Freude kannte, als Unglückliche zu trösten. Wenn Ihr auf diese Weise reich gewesen seid, dann könnt Ihr wohl ohne Furcht sterben. Es ist auf der Erde wohl schön für die Reichen; aber im Himmel ist es doch noch besser... Aber, o Herr! diese Sorte reicher Leute ist so selten! Kennt Ihr ein Kameel, Tres? Ein großes Thier, nicht wahr? Nun ja, der Kaplan hat vorigen Sonntag in seiner Predigt gesagt, daß ein Kameel noch leichter durch ein Nadelöhr gelangen würde, als daß ein reicher Mann durch die Himmelspforte ginge.

Das heißt: ein schlechter Reicher will er sagen — denn wenn ein Armer Böses thut, wird er doch auch büßen. Ihr habt einen scharfen Zahn auf die reichen Leute, Beth, und Ihr sprecht, als ob Gott im Himmel nicht gerecht wäre gegen jedermann. Gott wird jedem nach seinen Werken vergelten.

Ja, ja; wir würden vielleicht auch wohl viel Böses thun, das wir jetzt bleiben lassen müssen, weil wir die Macht nicht dazu haben; aber geschehen ist geschehen, und es steht da oben auf der großen Rechnung. Da in diesem Alkoven liegt so einer, der seine arme Seele an den Geldteufel verkauft hat, — und in seiner Todesstunde hat er es wohl gewußt, darum ist er mit solch' einem gräßlichen Gesicht gestorben . . . Doch, ich höre ein Geräusch! Euer Stuhl kracht!

Was? Mein Stuhl? sagte die jüngere Frau erschreckend. Ich habe mich nicht gerührt! Ach, Gott, es war da hinter dem Alkoven . . . . Schon wieder! Es ist jemand in der Kammer neben an.

Ahah, sie wird furchsam, spottete die Aeltere. Es muß da draußen schon helle werden; Margarethe wird vielleicht aufgestanden sein. — Ja, Kind, so lange der alte reiche Kerl lebte, durfte man nicht viel sagen; er hatte Geld und das Gericht versteht keinen Spaß; aber wenn das Pferd todt ist, ziehen die Kinder die Haare aus seinem Schweif. Ihr solltet einmal hören, was sie alle zusammen von Herrn Robyn zu sagen und zu erzählen wissen. Ihr würdet davor erschrecken: er hat wohl hundert ehrliche Leute an den Bettelstab gebracht.

Ach, Ihr dürft nicht Böses reden über Euren Nächsten. Seid Ihr auch dessen sicher, was Ihr sagt?

Was kann ich davon wissen? Ich hab' es erzählen hören beim Bäcker.

Seht Ihr wohl? War es dann nicht besser, Gott dort oben darüber entscheiden zu lassen? . . . Horch, da kommt jemand die Treppe herauf. Es ist Margarethe; ich höre es an ihrem Schritt.

Die alte Magd des Herrn Robyn trat in die Kammer,

warf einen gleichgültigen Blick auf die Leiche ihres Herrn, und fragte dann die Wächterinnen:

Nun, wie ist die Nacht gewesen? Was muß es langweilig sein, bei einem Todten zu sitzen! Ich habe gut geschlafen; aber ich bin durch meine Gedanken zu früh aus dem Bette gejagt worden. Ich werde hier noch ein halb Stündchen mit Euch plaudern; denn ich bin da unten nicht gerne allein!

Sie nahm einen Stuhl und sich die Hände reibend, als hätte sie Gründe um vergnügt zu sein, flüsterte sie:

Gott sei gelobt, daß die Leiche heute zum Hause hinauskommt! Sie müßten die Leute, die todt sind, nur sogleich begraben, dann würden die Lebenden nicht so lange Last mit ihnen haben.

Und dann würde die Erbschaft eher getheilt werden, scherzte die schwarze Beth.

I, nun ja! antwortete die Magd. Ich werde alt, und da ich doch etwas auf der Welt besitzen muß, so bekomm' ich es lieber heute als morgen.

Werdet Ihr viel erben? fragte die jüngere Frau.

Viel? Ich glaub' es wenigstens.

Wißt Ihr es nicht?

Nein, das Testament ist geheim; wenn der alte Murrkopf aus dem Hause ist, wird man es öffnen und lesen.

Aber hat der Herr niemals zu Euch davon gesprochen? fragte Beth kopfschüttelnd. Das ist doch ganz seltsam. Sie müßten mal im Testament Euren Namen vergessen haben, Margaretha!

Die Dienstmagd bekam einen leichten Schreck; doch sie gewann augenblicklich ihre Ruhe wieder.

Es ist eine feine Sache gewesen, sagte sie. Ich habe schon Jahre lang gefürchtet, ich möchte am letzten Ende keinen Kupferdreier erlangen, außer dem, was ich beim Haushalten habe ersparen können. Unser Herr wurde alle Tage kränker und kränker; aber er klebte so fest am Gelde, daß er kein Testament machen wollte. Wäre er unversehens gestorben, unser junger Herr — der unbesonnene Mensch — würde Alles, Alles geerbt haben, und ich und unser Buchhalter hätten nichts gekriegt . . . Aber mir däucht,

ich höre etwas sich rühren auf der Treppe! Sollte Monck bereits aufgestanden sein?

Es ist ein Wagen, der vorbeifährt, bemerkte Beth.

Das wäre eine schöne Sache gewesen, nicht wahr, wenn dieser alte undankbare Geizhals aus der Welt gegangen wäre, ohne mir den versprochenen Lohn zu geben!

Und er hat denn doch endlich ein Testament gemacht?

Ja; aber es hat keine kleine Mühe gekostet. Er wollte nichts davon hören; es wäre jetzt noch Zeit genug. — Ich glaube, daß unser junger Herr, der Alles gerne allein haben möchte, ihn aufhetzte; aber es fiel glücklicherweise etwas vor, das uns unerwartet rettete. Ihr müßt wissen, unser junger Herr macht Verse.

Was ist das? unterbrach die schwarze Beth.

Gedichte, Liederchen. Herr Robyn kann das nicht leiden. Unser junger Herr, der — unter uns gesagt — mehr als halbnärrisch ist, ließ ein Buch drucken, ohne daß sein Oheim etwas davon wußte. — Kennt Ihr Monck, unsern Buchhalter? Ihr seid ihm gestern unten im Gang begegnet. Er sieht wie ein einfältiger Schwachkopf aus, nicht wahr? Ja, aber dieser selbe Monck hat mehr List in seinem kleinen Finger, als der beste Advokat in seinem ganzen Leibe. Er ist Verstand und Schlauheit von Kopf bis zu den Füßen. Ja, ja, es ist wahr, was ich Euch sage, scheint es Euch auch nicht so. Er wird auch viel erben; ich werde ihn heirathen . . . Wartet einmal, was wollte ich Euch doch erklären?

Von einem Buch mit Liederchen und von dem Testament, antwortete die schwarze Beth, die mit gespannter Neugierde horchte.

Ach, ja, Monck kann alle Geheimnisse entdecken; und er wußte auch, daß unser junger Herr heimlich ein Buch drucken ließ. Er hat es dem alten Robyn gesagt, und ihn dergestalt gegen Berthold in Harnisch gejagt, daß er vor einigen Tagen ein Testament gemacht hat. Ich kriege ein großes Legat!

Wie viel? Ihr wißt es nicht? Wenn es nun ganz viel wäre, Margareth? Daß Ihr in einer Kutsche fahren

könntet, he? dürfte ich dann an Eure Thür kommen, um den Abhub von der Tafel zu holen?

So viel wird es nicht sein, Beth.

Ihr könnt es ja doch nicht wissen?

Allerdings, Alles ist möglich; er sah mich immer so gerne, weil ich ihm immer Recht gab und ihm schmeichelte; aber ich meinte es doch nicht aufrichtig mit dem brummigen Murrkopf.

Sprecht doch nicht so! sagte die jüngere Frau bittend. Ich kann es ohne Schreck nicht hören. Laßt um Gotteswillen die Todten ruhen! Es ist eine Schande, bei einer Leiche! Ihr müßt dankbar gegen ihn sein und für seine Seele beten.

Seht einmal, was fällt der einfältigen Gans ein? rief Margaretha verwundert. Beten? Das würde wohl viel helfen.

Sie kennt die Welt noch nicht, bemerkte die schwarze Beth lachend. Sie fürchtet, der alte Herr könnte aufwachen. — Verhalte dich ruhig, Tres, und laß die Leute reden, wie sie wollen . . .

Sag einmal, Margaretha, ist es wahr, daß er über eine Million reich war?

Monck schweigt darüber; aber ich glaube es doch wohl.

Und mit welchem Handel hat er all dies Geld gewonnen? Sein Vater war ein Schacherer; der konnte wohl Geld zusammengescharrt haben; aber eine Million! Die fällt doch nicht aus dem Himmel.

Margaretha hob die Schultern mit einem sonderbaren Lächeln und flüsterte: wir wollen lieber darüber nicht reden.

So, Ihr meint wohl, daß ich es nicht weiß? Euer Herr war ein häßlicher Geldteufel und er hat einer Menge Menschen das Blut ausgesaugt und Wittwen und Waisen unglücklich gemacht.

Wer sagt das? fragte die Magd verwundert.

Das hört man auf öffentlicher Straße. Jedermann sagt es.

Und wie sollte er das gethan haben? . . .

Ja, seht Ihr, vom Geld verstehe ich blutwenig. Dies geht über meinen Verstand. Aber zum Exempel, auf dem Zimmer des Schusters neben meiner Thür wohnen Menschen, die ehedem wohlhabend waren. Sie hatten einen großen Laden und kamen ganz schön zu ihrem Brode. Jetzt sind sie so arm, daß ich selbst Mitleid mit ihnen habe. Wo meint Ihr, daß ihr Geld und Gut geblieben ist? Hier in diesem Hause, in den Händen des alten Fuchses, der dort auf seinen Sarg wartet. Das werdet Ihr besser wissen als ich; Ihr versteht davon sicher mehr als Jemand, der niemals zwanzig Gulden zusammengesehen hat.

Sie hielten ihre Sachen vor mir so geheim, so geheim, als ob ich eine schlechte Person gewesen wäre, die sie würde verrathen haben, antwortete die Magd, aber wußte ich nicht Alles, ich wußte doch viel. Das ist immer sicher, Beth, daß Robyn dort oben eine häßliche Rechnung wird zu bezahlen haben. Ich würde wohl für ihn beten — wenn ich wüßte, wie hoch ich im Testamente stehe — aber, das ist vergebene Arbeit; er sitzt in der Hölle bis über die Ohren.

Die jüngere Frau sprang plötzlich auf, und sagte mit Angst und Entrüstung:

Ich bleibe hier nicht länger; Ihr mögt mir meinen Taglohn verweigern oder nicht; lieber Hunger und Mangel leiden, als solche Dinge hören müssen. Es ist abscheulich!

Die schwarze Beth legte ihr beide Hände auf die Schultern und drückte sie mit Gewalt auf den Stuhl.

Aber, Einfältige, wenn es nun wahr ist, was wir sagen?

Das ist gleich, es zerreißt mir das Herz! rief die Andere.

Hört, wir wollen jetzt aufhören, sprach Margarethe. Es ist draußen bereits heller Tag. Monck kommt immer früh herunter; ich muß sein Frühstück zurecht machen. Nun werde ich fortgehn. Aber sobald die Leiche aus dem Hause ist, werde ich einen leckern Kaffee einschenken. Wir wollen Butterkuchen mit geräucherter Zunge essen und fröhlich sein . . . Bis nachher denn!

Sie gedachte die Kammer zu verlassen; — aber als sie sich umdrehte, entfuhr ihr ein Schrei der Ueberraschung und des Schrecks, und sie sank wieder auf ihren Stuhl zurück.

Berthold! rief sie mit gepreßter Stimme.

Wirklich! der Jüngling zeigte sich auf der Schwelle der Kammer und der Ausdruck seines Gesichts hatte die Magd so beklommen gemacht. Er war bleich, seine Lippen bebten; in seinen Augen funkelte die Gluth der heftigsten Entrüstung. Ohne der Margaretha zu einem Worte Zeit zu lassen, nahte er ihr, ergriff sie bei der Hand und sprach, indem er sie zur Kammer herauszog:

Kommt, folgt mir, gehorcht, ich will es!

Die Magd, durch diese Behandlung überrascht, ließ sich durch den Gang bis in ein Zimmer führen, das auf den Garten hinaus sah und schon von den Strahlen der aufgehenden Sonne erhellt war.

Berthold warf die Thür zu und sich mit den Armen auf der Brust vor Margarethen hinstellend, rief er voll Aufregung aus:

Undankbares Geschöpf! Wie? Ihr wollt meinen Oheim, Euren Herrn nach seinem Tode verspotten? Habt Ihr denn kein Gefühl, keine Seele, daß Ihr solche gräßliche Worte in Gegenwart der Leiche Eures Wohlthäters zu sprechen wagt?

Aber was hab' ich denn gesagt? stotterte die Magd, die Hände vor die Augen haltend.

Ach, Ihr habt ihm geschmeichelt? fuhr der Jüngling fort, damit er Euer in seinem Testament gedenken sollte? Ihr habt gegen ihn geheuchelt aus Hoffnung auf Geld? Verfluchtes Geld, das sogar die Seele eines Weibes mit Gift füllt!

Aber, Herr, schrie die Magd, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen. Es ist möglich, daß mir ein unvorsichtiges Wort entfallen ist; aber ich habe dieser Tage auch so viele Thränen vergossen, daß ich mit Mühe meine Traurigkeit überwinde.

Schändliche Schlange, Ihr wollt noch heucheln! polterte Berthold. Gott hat mich aufgeweckt und meine Schritte

nach dem Orte gerichtet, wo Ihr Eure lästerliche Verleumdung über eine Leiche ausspracht.

Er griff sie aufs Neue beim Arm und rief:

Nun, sagt, was wißt Ihr von meinem Oheim?

Nichts, nichts! stammelte die erschrockene Magd.

Warum ist er in der Hölle? Warum kann Beten seiner Seele nicht helfen?

Aber, mein Herr, was haben Sie? Wollen Sie mich ermorden? jammerte Margarethe. Eine arme wehrlose Frau? Lassen Sie mich los oder ich schreie um Hülfe.

Diese Bedrohung, obwohl nicht ernstlich gemeint, erschreckte den Jüngling und machte, daß er seine Entrüstung mit Gewalt bezwang. Er nahm seine vorige Haltung wieder an und sagte spottend:

Euch ermorden! Nein, nein, Euch wegjagen, Euch verbieten, jemals wieder den Fuß in ein Haus zu setzen, das Ihr durch Eure schändliche Undankbarkeit befleckt habt.

Mich wegjagen, mich? weinte Margarethe, ich, die ich zwölf Jahre lang unsern alten Herrn gepflegt und in seiner Krankheit an seinem Bette gewacht habe? O, wenn er's nur hören könnte, daß Sie die alte Margarethe wegjagen wollen!

Ihr sollt fortziehen, sag' ich Euch! Stehenden Fußes!

Aber, mein Herr, so jagt man doch einen Dienstboten nicht weg, ohne zu fragen, ob er ein Dach hat, um darunter zu schlafen.

Sucht eine Herberge; ich werde die Kosten bezahlen.

Margarethe schien kühner zu werden, je gemäßigter der Zorn des Jünglings wurde und sie erkannte, daß für sie keine Gefahr vorhanden war. Mit keckem Ton antwortete sie:

Wenn man eine Magd wegschickt, gönnt man ihr wenigstens vierzehn Tage, um einen andern Dienst zu suchen.

Es ist möglich, sprach Berthold. Ich werde Euch einen ganzen Monat bezahlen; aber geht fort, ich ersuche Euch darum. Ihr dürft nicht unter dem Dache weilen, wo die Leiche meines Oheims ruht. Eure Anwesenheit ist eine Verleumdung, ein Schimpf für ihn.

Aber, ich stehe im Testament so gut wie Sie, mein Herr; und bevor es bekannt ist, ist hier Niemand der Herr.

Bei dieser Aeußerung mußte Berthold bitter lachen. Wieder brach seine zurückgehaltene Entrüstung los.

Ihr steht im Testament, rief er, ja, ja, und Ihr seid dankbar für die Wohlthat! Es ist gleich. Geht auf Eure Kammer; sammelt, was Euch zugehört und entfernt Euch augenblicklich oder ich lasse Euch durch die Obrigkeit mit Gewalt aus dem Hause setzen. Ach, Ihr solltet Kaffee trinken und fröhlich sein, während man Euren Wohlthäter begräbt? Nein, nein! Geht Ihr oder nicht?

Die Magd brachte die Schürze vor die Augen und stand auf, um dem dringenden Befehl des jungen Mannes zu gehorchen. Sie murmelte beim Hinausgehen einige Drohungen, stieg jedoch, ohne weiter zu sprechen, die Treppe hinunter.

Berthold sank ermattet von seiner Aufregung in einen Stuhl und blieb in Nachdenken versunken.

Unten angekommen ließ die Magd ihre Schürze niederfallen, schritt durch den Gang bis zur Thür des Büreau, durch dessen Schlüsselloch sie spähete, ob Niemand darin war. — Ein Lächeln bewegte ihre Lippen.

Er ist schon da! murmelte sie. Nun werden wir einmal sehn, ob Margarethe sich wie eine Bettlerin wird wegjagen lassen.

Sie legte aufs Neue die Schürze vor die Augen, begann laut zu weinen und klopfte dann an die Büreauthür.

Herein! rief eine Stimme.

Ach, lieber Monck, helfen Sie, helfen Sie! schrie sie, auf einen Stuhl niederfallend. Was wird mir noch widerfahren! Man möchte gleich sterben vor Scham und Aerger! . . .

Nun, was bedeutet dies Geheul? fragte Monck in barschem Ton.

Wie? dies Geheul? wiederholte sie mit flammenden Augen und ihre Thränen plötzlich bezwingend. Sie nehmen sich wirklich viel heraus! Sie denken wohl, es wird so gehn, wenn wir getrauet sind? Warum jagen Sie mich

nicht auch weg wie einen Hund? Warten Sie nur. Der Hund würde Sie beißen!

Monck machte eine abwehrende Bewegung mit dem Ellenbogen und kniff die Lippen zusammen vor beklemmter Wuth; er ging jedoch zur Magd, und indem er ihre Hand schmeichelnd ergriff, sagte er:

Aber, Margarethe, gute Freundin, Ihr fallt mir da unerwartet auf den Leib. Da ist es kein Wunder, daß mir ein übereiltes Wort entfährt. Kommt, sagt mir, was Euch betrübt, ich werde Euch trösten, so gut ich kann.

Als ihm nun Margaretha klagte, der hochmüthige Berthold wolle sie auf der Stelle wegjagen, weil er zugehorcht habe, wie sie bei den Wächterinnen eins oder das andere von Herrn Robyn gesagt, z. B. daß der alte Filz habe kein Testament machen wollen, daß er jetzt in der Hölle brate und Gebete seiner Seele wenig nützen würden, — da rief Monck auf den Boden stampfend:

Ihr könnt auch Eure Zunge nicht bezwingen! Unvorsichtige, wenn man erbt, muß man von seinem Wohlthäter mit Ehrerbietung sprechen.

Sehn Sie mal, Sie sprechen wohl auch so viel Gutes von ihm?

Unter uns, wenn wir allein sind, das ist was anderes; aber in Gegenwart von fremden Menschen! Horcht, Margarethe, ich habe Euch etwas verheimlicht, weil Ihr so schwer schweigen könnt. Nun will ich es Euch doch sagen; aber es ist ein Geheimniß, das Niemand wissen darf!

Ein Geheimniß, das Niemand wissen darf! wiederholte Margarethe mit Augen, die vor Neugierde glänzten.

Ja, aber ich beschwöre Euch, laßt niemals ein Wort Eurem Munde entfallen, das das Vorhandensein dieses Geheimnisses könnte vermuthen lassen. Die geringste Unvorsichtigkeit würde uns unseres Erbtheils berauben; kein einziger Pfennig bliebe uns übrig . . .

Nun, nun, was ist es? Sprechen Sie; seien Sie gewiß, ich werde schweigen.

Margarethe, liebe Margarethe, seufzte Monck, das Testament kann umgestoßen werden; es ist nicht nach den Forderungen des Gesetzes aufgesetzt.

Himmel, sollte es wahr sein? schrie die Magd erbleichend.

Es ist so; das Gesetz sagt, daß ein Testament, um unbestreitbar zu sein, die Bezeichnung des Ortes und des Datums tragen muß, an welchem es gemacht ist. Robyn hat das Datum vergessen!

Aber wie wissen Sie das? fragte Margarethe mit beschuldigendem Blick. Sie haben doch das Testament nicht gesehn?

Nein; was ich Euch sage, ist mir heimlich mitgetheilt durch Jemand, den ich nicht nennen darf, der aber wegen seines Amtes beim Gerichtshof . . . Ihr versteht mich? Er allein hat den Fehler bemerkt und will ihn aus Freundschaft für mich verborgen halten!

Es muß doch immer uns etwas in die Quere kommen! Nun kriegen wir am Ende gar nichts!

Wenn Ihr schweigen könnt, ist keine Gefahr; aber wenn Ihr noch weiter mit den Nachbarn über das Testament plaudert, so werdet Ihr sicher die Ursache unsrer Armuth werden. — Da höre ich Berthold die Treppe herabkommen. Fürchtet nicht; Ihr sollt hier bleiben, ich werde es mit dem Herrn schon ordnen. Geht durch die innere Thür nach Eurem Zimmer, und bleibt da ruhig, bis die Sache beigelegt ist. Bewahrt das Geheimniß; unser Glück hängt davon ab!

Als die Magd fort war, sagte er, lachend und sich die Hände reibend:

Die dumme Schwätzerin! Sie glaubt Alles, was man ihr weiß macht. Nun sie sich im Besitz eines Geheimnisses wähnt, wird sie an nichts anders mehr denken. Wenn sie später erfahren wird, daß ihr Name im Testament vergessen ist, wird sie vielleicht, um sich zu rächen, gehn und sagen, daß das Datum auf dem letzten Willen Robyns fehlt. Man wird über ihre Anklage lachen, das Testament trägt das Datum vom zwanzigsten April. Ahah, ich bin doch ein kluger Mensch.

Mit leichten Schritten ging er zum Pult, nahm eine Feder in die Hand und bog den Kopf über das Papier,

als wäre er mit Schreiben beschäftigt. — Sein Gesicht war mit einem Male kalt und gleichgültig geworden.

Berthold trat ins Büreau, setzte sich auf einen Stuhl, und sagte:

Monck, ich muß Sie sprechen!

Der Buchhalter drehte sich um.

Setzen Sie sich, sagte Berthold; unsere Unterredung kann lange dauern.

Achten Sie nicht darauf, ich bin das Stehen gewohnt, murmelte der Andere, indem er seinen scharfen Blick auf den Jüngling gerichtet hielt, als wollte er zum voraus errathen, was er ihm könnte zu sagen oder zu fragen haben.

Sehn Sie, Monck, begann Berthold, ich könnte mit Fug und Recht sehr über das erbittert sein, was seit einigen Tagen hier geschehen ist; aber ich will nicht blindlings den Worten eines bösen Weibes Glauben schenken . . .

Sie haben Recht, vollständig Recht, fiel Monck ihm in die Rede, Margarethe ist eine Närrin, die nicht weiß, was ihr über die Lippen geht. Sie spricht Böses von Jedermann; von Ihnen, von mir, ja von sich selbst, — aber sie ist alt; man muß Mitleiden haben mit ihren Jahren.

Sie wird dieses Haus verlassen, stehenden Fußes; ich habe sie weggeschickt.

Sie hat mir ihre Noth geklagt; aber es ist gewiß nicht so schlimm gemeint, mein Herr?

Unwiderruflich beschlossen!

Warum doch solche unerwartete Strenge?

O, es ist gräßlich; mein Blut kocht mir noch, wenn ich daran denke. Allerlei trübe Betrachtungen hatten mir den Schlaf geraubt; beim ersten Morgenschimmer stand ich auf und gedachte, nach dem Todtenzimmer zu gehen, um noch einige Zeit dort zu beten. Als ich mich dem Ort näherte, hörte ich seltsame Worte sprechen; überrascht blieb ich stehn und horchte. Margarethe verhöhnte meinen Oheim aufs Bitterste, freute sich über seinen Tod und warf der stillen Leiche ihres Wohlthäters Spott und Verleumdung ins Gesicht. Ich habe sie weggejagt; sie muß ohne Verzug sich entfernen . . . Aber ich bin hierher gekommen, um von wichtigeren Dingen mit Ihnen zu verhandeln.

Margarethe wird gleichwohl in diesem Augenblick nicht weggehn! murmelte der Buchhalter mit unwillkürlichem Nachdruck.

Nicht? Und wer soll es hindern? fragte der Jüngling, über den Ton der Worte Moncks verwundert.

Dieser bezwang sich plötzlich und sprach mit einem demüthigen Lächeln, das unzweifelhaft nur dazu diente, um Ungeduld oder Hohn zu verbergen:

In der That, Sie sind Herr im Hause. Nehmen Sie das Vertrauen auf Ihre Güte nicht übel. Ich wagte zu hoffen, daß Sie sich erbitten lassen würden, aus Mitleid gegen eine arme Dienstmagd; und ich hoffe es noch . . . Aber Sie wollten mit mir von wichtigeren Dingen sprechen? Ich horche!

Berthold ließ sich durch die erheuchelte Demuth Moncks täuschen, und sagte beruhigt:

Ich will nicht untersuchen, warum mein Oheim so unbegreiflich auf mich erzürnt war und wie er vor dem Erscheinen meines Buches, Kenntniß bekommen hat von meinem Gedicht „der Wucherer." Und möchten auch Margarethen's Offenbarungen gegründet sein . . .

Sie sind nicht gegründet; Margarethe ist ein Lästermaul.

Es ist mir gleich; ich will Alles vergessen und vergeben; aber unter einer Bedingung.

Eine Bedingung? Und welche?

Daß Sie mir behülflich sein werden zum Erreichen eines lobenswerthen Ziels.

Belieben Sie mir zu sagen . . .

Monck, es wird so sonderbar über meinen Oheim und über die Quelle seines Reichthums gesprochen. Man versichert, daß er Wittwen und Waisen an den Bettelstab gebracht hat. Ich bitte Sie, erklären Sie mir aufrichtig, was an diesen Beschuldigungen wahr sein kann.

Ein Zittern durchlief die Glieder des Buchhalters; diese Bewegung entging dem Jüngling nicht.

Wohlan! sagte er, sagen Sie es mir dreist heraus, welche Art Handel hier getrieben wurde.

Welche Art Handel? antwortete Monck. Nach meiner Meinung ein rechtmäßiger Handel.

Ein rechtmäßiger Handel kann doch nicht das Verderben von so vielen Menschen zur Folge haben. Beweisen Sie mir also, daß die Beschuldigungen der Leute falsch sind.

Lassen Sie sich das nicht kümmern, Herr Berthold, sprach der Buchhalter mit erheuchelter Kälte. So ist es immer im Geschäft: wer Geld verliert, ist erbittert auf den, der es gewinnt; und wenn man kein anderes Mittel hat um sich zu rächen, dann rächt man sich durch die Verleumdung.

Nun, ich werde deutlicher reden. Man nennt eine Wittwe Lorreyn, die früher ein bürgerliches Auskommen hatte und jetzt mit ihren Kindern auf einer Bodenkammer Hunger leidet. Man sagt, daß das Vermögen dieser Wittwe und ihrer Kinder in die Hände meines Oheims gelangt ist. Ist das wahr?

Es ist etwas daran, murmelte der Buchhalter.

Aber wie? Auf welche Weise?

Monck zuckte schweigend mit den Schultern.

Ach, Sie müssen es wissen, da Sie mehr als mein Oheim selbst die Sachen besorgten und abmachten.

Ich begreife Sie nicht, mein Herr, antwortete Monck mit einem bittern Ausdruck von Ungeduld. Wäre Ihre Vermuthung gegründet, ich würde aus Ehrerbietung gegen meinen Wohlthäter schweigen müssen. Es geziemt uns nicht, meine ich, Geheimnisse zu durchforschen, die er, wenn sie vorhanden sind, wahrscheinlich hat mit ins Grab nehmen wollen.

Wirklich, Sie verstehen mich nicht. Ich will es Ihnen deutlicher erklären, was meine Absichten sind. Seit drei Tagen habe ich viel gehört und vernommen, und obwohl mein Herz sich weigert, den umlaufenden Gerüchten völligen Glauben zu schenken, so hat sich doch meiner die traurige Ueberzeugung bemächtigt, daß mein armer Oheim gefehlt hat, daß er sich getäuscht hat über die Gesetzmäßigkeit von gewissen Mitteln, um Geld zu gewinnen. Der Gedanke, daß Gott dort oben meinen Oheim zur Rechenschaft ziehen

wird über seinen unseligen Mißgriff, verfolgt mich Tag und Nacht und läßt mir keine Ruhe.

Monck hatte die Arme auf die Brust gekreuzt und seinen Kopf zwischen die Schultern eingezogen. Es schwebte ein ungläubiges Lächeln auf seinen schmalen Lippen. In dieser Haltung hielt er den Blick unbeweglich auf den Jüngling gerichtet.

Wenn nun mein Oheim solchen Durst nach Geld hatte, fuhr Berthold fort, so geschah es nur aus Liebe zu mir. Um mir ein ansehnliches Erbtheil hinterlassen zu können, hat er, unbewußt vielleicht, sein Gewissen beschwert und seine Seele in Gefahr gebracht. Nun wohl, Monck, die Dankbarkeit legt mir Pflichten auf, die ich erfüllen will. Ich werde die Leute aufsuchen, welche durch ihre Geldgeschäfte mit meinem Oheim können gelitten haben; ich werde das Unrecht wieder gut machen, und so die arme Seele meines Wohlthäters von der Last entledigen, die sie aus blinder Neigung für mich auf sich geladen hat. Wenn Sie mir wollten behülflich sein, ich würde noch heute Trost und Erquickung den Unglücklichen bringen, die Gründe zu haben glauben, meinen Oheim vor Gott zu beschuldigen. Seien Sie nicht besorgt wegen Ihres eignen Legats; von meinem Erbtheil werde ich Alles ersetzen.

Ahah! rief Monck, welch' alberner Gedanke! Man wird Sie auslachen!

Wie? Die Unglücklichen, die ich retten will, daß sie für meinen Oheim beten?

Monck hob den Kopf mit plötzlichem Trotz in die Höhe und indem er seinem jungen Herrn kühn in die Augen sah, sagte er halb spottend:

Sie sprechen von Dankbarkeit? Das Geld verschwenden, das Ihr Oheim so sorgsam zusammengespart hat? sein Gedächtniß zu Schanden machen durch Ihr unbesonnenes Verfahren, Ihn in Ihrem Herzen unehrlicher Gewinnsucht, und — lassen Sie uns das Wort nur aussprechen — des Wuchers beschuldigen? Das nennen Sie Dankbarkeit? Sie sind von Sinnen!

Berthold stand auf und schaute den Buchhalter fragend und betroffen an.

Ja, rief dieser, Sie wundern sich, daß der niedrige, der einfältige Monck so kühn zum Herrn Robyn zu sprechen wagt. Aber ich habe gleichfalls Pflichten gegen meinen verstorbenen Wohlthäter zu erfüllen; und was auch geschehe, ich werde sein Andenken gegen Ihre entehrende Untersuchung vertheidigen.

Monck, Sie verstellen sich! sagte Berthold mit einem stolzen Blick, der auf den Buchhalter etwas Eindruck zu machen schien. Nicht Neugier treibt mich an; heimlich will ich arbeiten, um die Seele meines Oheims durch in seinem Namen gespendete Wohlthaten, Gnade vor Gottes Richterstuhl finden zu lassen. — Es müssen wohl schreckliche Dinge vorgefallen sein, daß die Furcht vor ihrer Veröffentlichung Sie zittern macht! Warum sagen Sie mir nicht gutwillig, was ich wissen will? Die Papiere, welche da in der Kasse eingeschlossen liegen, werden mich ja doch auf die Spur von Allem bringen?

Bei diesen Worten sprang der Buchhalter auf, als wäre er von einem geheimen Schlag getroffen worden. Er that einen Schritt vorwärts, mit einer hastigen Geberde, die von einem plötzlichen Entschluß zu zeugen schien; gleichwohl blieb er stehn, zügelte seine Wuth und murmelte hörbar bei sich selbst:

Nein, morgen, morgen . . .

Nun, so sei es denn morgen, sprach der Jüngling, der sich über den Sinn dieser Worte täuschte. Ich hätte am liebsten den Begräbnißtag meines Oheims durch gute Werke und Wiedergutmachen geheiligt; aber ich will gern diesem Aufschub zustimmen, wofern Sie mir versprechen, daß Sie mir morgen helfen wollen.

Ich Ihnen helfen? rief Monck. Niemals! Sie sollen nichts erfahren. Nein, nein, Sie, die Sie die Verleumdung meinem Wohlthäter bereits während seines Lebens ins Angesicht gespieen haben, Sie sollen nicht über sein Grab noch Schande herbeirufen. Ich werde es Ihnen wohl wehren!

Der Jüngling ward bleich vor Zorn.

Unverschämter! polterte er. Was erfrechen Sie sich, mir Vorwürfe zu machen? Ich könnte Ihnen in demselben

Tone antworten; Ihnen sagen, daß Sie es sind, der meinen Oheim zum Wucher verleitet, der seine übertriebene Sparsucht gemißbraucht hat, um den Gelddurst in ihm zu entzünden, aber es ist überflüssig; ich verachte Ihre boshafte Beschuldigung zu tief. Da Sie mir nicht sagen wollen, was ich wissen will, so werde ich ohne Ihre Hülfe es zu entdecken suchen . . . Gehn Sie fort und lassen Sie mich allein!

Ein schallendes Gelächter, bitter und spöttisch, war Moncks einzige Antwort.

Aber sind Sie denn von Sinnen? rief Bertbold, mehr und mehr betroffen. Was gibt Ihnen doch die Keckheit, mir ins Gesicht zu lachen? Ungeschliffener Mensch, waren Sie nicht der Diener meines Oheims und sind Sie nicht jetzt auch der Meinige noch, so lange Sie in diesem Hause verbleiben?

Ich lache, murrte Monck mit einem Ausdruck triumphirenden Hasses, ich lache, weil Sie so unbegreiflich einfältig sind. Es ist hier ein Testament, das geheim bleiben wird bis morgen. Sie spielen hier den Oberherrn; aber Sie würden doch besser thun zu warten, bis Sie den letzten Willen des Wucherers kennen. Sie jagen Margarethe auf die Straße, Sie weisen mich zur Thür hinaus? Das Testament allein kann uns sagen, wer von hier fortgehn wird: ob Margarethe, ob Sie, — ob ich, — ob Alle zusammen. Wer kann es wissen?

Welche Vermessenheit! murmelte Bertbold verächtlich. Nun, lassen Sie mich in Ruhe. Ich will Ihre Hülfe nicht; und ich werde nach meinem Gutbefinden meine Pflichten gegen den Verstorbenen erfüllen.

Mit diesen Worten wandte er sich nach der Kasse und ergriff den Schlüssel, der an der halb aufgeschlossenen Thür hing.

Aber als Monck dies sah, sprang er herzu und rief:

Weg von der Kasse!

Noch besser, Sie wagen mir Befehle zu geben!

Sie sollen sie nicht öffnen, sag' ich Ihnen.

Der Jüngling riß eins der eisernen Bänder los und öffnete die Kassenthür ganz; aber da fühlte er Moncks

beide Hände auf seinen Schultern und fiel fast rücklings über unter der unerwarteten Gewalt, die der Buchhalter gebrauchte, um ihn von der Kasse zu entfernen.

Berthold richtete sich auf, faßte seinen Gegner bei der Brust und warf ihn mit einem einzigen Stoß bis an das Pult.

Der Buchhalter heulte vor Wuth; er war bleich und seine Wangen bebten, in seinen Augen glomm ein düsteres Feuer; und doch zeugte seine ganze Miene von wilder Freude.

Sie sollen mir das bezahlen, hundertfältig bezahlen! polterte er, indem er sein Pult öffnete und etwas zu suchen schien.

Berthold hatte sich mit unterschlagenen Armen und mit dem Rücken gegen die Kasse gestellt. In dieser Haltung erwartete er den Buchhalter. Ein Lächeln des Abscheu's und des Stolzes war auf seinem Gesicht zu lesen.

Ahah! rief der Buchhalter, indem er mit einem Papiere nach dem Jüngling ging, ich wollte allen Lärm vermeiden, so lange eine Leiche im Hause bliebe; aber Sie zwingen mich zur Rache. Ich will Sie zusammensinken sehn vor Wuth und Verzweiflung. Da, lesen Sie, dies ist die wörtliche Abschrift des Testaments, das Herr Robyn in meiner Gegenwart mit eigener Hand geschrieben hat.

Berthold griff nach dem Papier und begann es zu lesen.

Unterdessen hielt Monck mit triumphirendem Blick das Auge auf ihn gerichtet und je mehr er den Jüngling erbleichen und zittern sah, erhellte ein Ausdruck roher Freude und unsäglichen Genusses sein Gesicht. Sein Feind lag überwunden da, und er konnte ihm nun dreist und ohne Furcht den Fuß auf die Brust setzen!

Berthold ließ das Papier aus der Hand fallen und sah den Buchhalter ungläubig und betroffen an.

Ja, ja, mein lieber Herr, es ist so und nicht anders, scherzte Monck. Alles für mich, nichts für Sie! Das kommt von dem den Naseweis spielen und Versemachen auf den sogenannten Wucherer. Es ist theuer bezahlt; aber was wollen Sie daran thun, der Krug ist gebrochen.

Berthold sank, unter seiner Gemüthsbewegung und unter dem bösen Spott Moncks erliegend ohne zu sprechen in einen Stuhl und blickte tief gedemüthigt zur Erde.

Und wenn ich, ich der verachtete Buchhalter, Sie zur Thüre hinausweisen wollte, würden Sie meinem Befehle wohl zu widerstehen wagen? fuhr Monck fort. Aber ich bin vorsichtig; ich habe nicht gern Lärm; und außerdem wird das Testament erst morgen gelesen werden.

Der Jüngling stand jetzt auf einmal auf, als hätte er seine Erschütterung überwunden und sagte mit Nachdruck:

Es ist unmöglich; Sie betrügen mich; solch' ein Testament hat keine Kraft.

Sie halten mich also für so kindisch, daß ich's machen sollte wie Sie? lachte Monck. Bin ich nicht zu alt und zu schlau, um das Fell von dem Bären zu verkaufen, bevor er gefangen ist? Wozu sollte es mir dienen, für einen einzigen Tag zu triumphiren? Würde ich morgen nicht beschämt und gedemüthigt werden, gleichwie Sie es jetzt sind?

Es ist abscheulich! rief Berthold. Sie haben mich verrathen, meinen Oheim verführt, mich bestohlen. Ich werde mein Recht fordern, Sie anklagen und diese Schrift umstoßen lassen, die Sie einem kranken Greise mit schändlicher List abgedrungen haben.

Ihr Recht fordern, diese Schrift umstoßen lassen? wiederholte Monck mit sonderbar mitleidigem Tone. Meinen Sie denn, Monck wisse nicht, wie ein Testament gemacht werden muß, um gesetzlich und unbestreitbar zu sein? Ihr Oheim hat es freiwillig geschrieben. Schmeicheln Sie sich nicht selbst mit einer lächerlichen Hoffnung.

Berthold zweifelte kaum mehr, daß er wirklich aller Hoffnung auf sein Erbe beraubt sei; Monck war in der That zu schlau, um nicht alle Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben, die ihm den ruhigen Besitz der ihm zuerkannten Hinterlassenschaft sichern konnten.

Wohlan, sagte der Jüngling mit plötzlicher Entschiedenheit, sei es denn so! Ich entferne mich; es scheint mir, daß ich hier mit der Luft nichts als Betrug, Bosheit und Missethat einathme. Vielleicht hat Gott in seiner Güte mich vor

Befleckung bewahren wollen. Meine Seele wenigstens soll sich durch das unehrliche Gold nicht beschmutzen. Leben Sie wohl; ich kann mich nicht an Ihnen rächen; — aber Sie verachten, Sie verfluchen als ein Ungeheuer, dies wenigstens können Sie mir nicht wehren.

Er wandte sich zur Thür und wollte das Büreau verlassen; aber Monck stellte sich vor ihn und sprach in ruhigerem Ton:

Ich vergaß Ihnen etwas zu sagen.

Nein, nein, ich will nichts mehr wissen, antwortete Berthold.

Es ist ein Auftrag, den mir Ihr Oheim gab, als das Testament bereits geschlossen war. Sie werden doch seine letzten Worte hören wollen.

Nun? Schnell; ich muß von hier fort.

Bleiben Sie nicht in der Thür stehen; kehren Sie für einen Augenblick ins Zimmer zurück.

Berthold that einige Schritte ins Büreau zurück.

Das Testament war bereits geschlossen, sagte Monck, als ich Ihrem Oheim unter die Augen legte, daß Sie arm sein und vielleicht Hunger leiden würden. Ich wollte ihn veranlassen, Ihren Namen im Testamente zu nennen: er weigerte sich und meine Bitte schien ihn zu quälen. Ich habe endlich so viel von ihm erlangt, daß er mich beauftragt hat — oder vielmehr ersucht hat, denn es gehörte ihm nicht mehr — daß er mich ersucht hat, sag' ich, Ihnen 5000 Franks baar zuzustellen, damit Sie Zeit haben, um irgendwo eine Stelle als Commis auf einem Büreau zu suchen.

Lügen! rief Berthold. Welch neuen Betrug haben Sie so plötzlich ausgedacht?

Es ist so, wie ich Ihnen sage. Unterschreiben Sie mir eine Quittung, ich werde Ihnen die Summe augenblicklich einhändigen. Damit ist Alles zwischen uns abgemacht.

Ich will Ihr schändliches Geld nicht! rief der Jüngling entrüstet. Ein Almosen aus Ihrer Hand empfangen? Ich sollte mich selber so herabwürdigen? — aber, wirklich, Sie sind von Sinnen!

Nun, nun, lieber Herr Berthold, lassen Sie es mich

behalten, es ist auch gut; aber achten Sie wohl auf das, was Sie thun; vielleicht werden Sie noch mehr als einmal darnach schmachten. Auf alle Fälle will ich's gut mit Ihnen meinen, und das Geld zu Ihrer Verfügung bereit halten, unter der Bedingung, daß Sie es selber von mir holen. — Sie werden kommen, Sie werden kommen, zweifeln Sie nicht daran!

Ich werde kommen? rief Berthold spöttisch. Ha! ich verachte das Geld und Sie und Alle diejenigen, welche für Geld ihre Seele, ihr Gefühl und ihre Menschenwürde verkaufen. Leben Sie wohl, und strecke ich jemals die Hände nach Ihnen aus, verfluchen Sie mich dann auch; denn ich werde dann mich selbst bereits verflucht haben.

Berthold schritt mit Hast nach der Thür des Büreaus, während Monck ihm noch mit boshaftem Lachen nachrief:

Sie verachten das Geld? Wie bald werden Sie seine Macht erfahren! Sie verfluchen mich? Ha! Mögen Sie dies Wort nicht zu früh bereuen!

Der Buchhalter blieb eine Weile vor dem Pult stehen, mit einem Ausdruck wilder, triumphirender Freude auf dem Gesicht. Allmählig jedoch schienen seine Gedanken ernster zu werden. Bald verdüsterten sich seine Züge, und den Kopf in die Hände legend, sagte er:

Berthold wird sein Recht fordern? Bemühungen anwenden, um das Testament umzustoßen? Auf welchen Grund hin? Er weiß nichts, er vermuthet nichts. — Aber wenn Margarethe ein unvorsichtiges Wort fallen ließe? — Was war das für eine glückliche Eingebung, als ich sie glauben machte, daß das Testament mangelhaft sei und umgestoßen werden könne, weil das Datum darauf fehlt. Sie meint, damit das Mittel gefunden zu haben, mich nöthigenfalls zu zwingen; sie denkt an nichts anderes mehr; es ist als ob sie nichts wüßte . . . Aber wenn Berthold wirklich einmal die Gesetzlichkeit des Testamentes vor dem Gerichte bestritte? Vielleicht würde man durch das Nachforschen nach andern Gründen entdecken, wie sich's verhält . . . . Aber Muth, Muth, er hat ja kein Geld, um eine solche Forderung zu unterstützen! . . . . Dennoch, wenn Kemenaer ihm Hülfe leistete? Laura ist seine Braut . . . .

Er rieb sich die Stirn und dachte nach. Plötzlich entfuhr ihm ein Freudenschrei und mit dumpfer, bewegter Stimme rief er aus:

O, welcher Gedanke! Laura würde meine Braut werden!

Ebenso schnell sank ihm wieder der Muth und er seufzte:

Nein, es ist unmöglich. Mein Antrag würde Kemenaer lächerlich scheinen; er würde Spott mit meinem Hochmuth treiben, als mit einem unerhörten Wahnsinn . . .

Wie kindisch ist meine Furcht! sagte er jedoch nach einem Augenblick. Durch diese erstaunliche Keckheit werde ich jeden Zweifel in Betreff der Gesetzlichkeit meiner Erbschaft ersticken. Es wird ein überzeugender Beweis von meinem Vertrauen auf die Unantastbarkeit des Testaments sein. Ja, ja, sei keck, trotzig, unerbittlich in deinem Hochmuth; auf diese Weise verblendet und beherrscht man die Leute. Laura mein Weib? Eine Erbschaft von 400,000 Franks! Sicher, sicher, was widersteht dem Glanz einer Million? Und besitze ich nicht, was nöthig ist, um Kemenaer als einen Sclaven vor meinen Füßen kriechen zu sehen? Schön, schön, so werde ich denn meinem Feinde Alles rauben? Ihn sogar in seiner Liebe überwinden! Ihn in ohnmächtiger Raserei vergehen lassen!

Wie sinnlos vor Freude sank er mit schallendem Gelächter auf den Sessel, den Berthold so eben verlassen hatte.

V.

Eine Viertelstunde vor der Stadt lag der Kirchhof. Es war ein beinahe unabsehbar großes Feld, von allen Seiten mit einer niedrigen Mauer umgeben und wie beherrscht und beschirmt durch ein riesengroßes steinernes Kruzifix, das in der Mitte auf einer Anhöhe errichtet war. Hier und da, in großer Entfernung von einander, erhoben sich nur einige wenige Grabmäler über den Ruhestätten bevorzugter Todten; aber nach der Südseite zu, nicht weit von der Mauer schienen die Prachtmonumente, die Marmorkreuze und vergoldeten Leichensteine wie ein Wald zusammengedrängt zu stehn. Wohl waren allerlei Schmeicheleien und Lobhudeleien auf diesen Denkmälern zu lesen, wohl glaubte der Hochmuth hier sogar über den Tod zu triumphiren; doch was allein mit Klarheit aus den goldenen Buchstaben glänzte, war das Zeugniß, daß die Leichen, welche darunter lagen, im Leben Geld besessen hatten.

Den Kirchhof weiter hinauf und in seiner größten Ausdehnung, da wo man die Leute aus dem Volk und dem niedern Bürgerstand zu begraben pflegte, konnte nichts die Ruhestätte eines Vaters, eines Sohnes oder eines Freundes erkennen lassen, als nur vielleicht, für die zuletzt Gestorbenen eine kleine Erderhöhung, die bald unter den Füßen der Todtengräber und Besucher verschwinden sollte . . .

Es war der Morgen eines schönen Tages. Die Sonne ergoß ihre milden Strahlen über die Fluren; sie spiegelte sich an den goldnen Buchstaben der reichen Denkmäler, aber auch für die gemeinen Gräber hatte sie Licht und Wärme

und küßte dort mehr Blumen munter als in der Nähe der kalten Leichensteine.

Es war einsam und still auf dem Kirchhof. Die Schmetterlinge flatterten fröhlich über die Trauerstätte, die Bienen sammelten Honig aus den Grabblumen, das Gras schaukelte seine Halme über den vermoderten Gebeinen, die Vögel sangen und kos'ten auf den Spitzen der prächtigen Monumente; — aber nichts störte die feierliche Ruhe des Todtenackers...

Ein Frau mit zwei Kindern trat in den Kirchhof hinein. Sie war arm; das konnte man wohl merken, obschon ihre abgenutzten Kleider in ihrer Form noch etwas von einem frühern Wohlstand zu bewahren schienen. Ihr Gesicht, mehr durch Kummer als durch die Jahre gealtert, war bleich und mager, aber von feinen Zügen. Ihre beiden Kinder — ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen — waren gesund und blühend. Vielleicht hatte das Unwetter, das ihre Mutter niederschmetterte, ihr harmloses Herz nicht getroffen.

Mutter, wo liegt Vater nun begraben? fragte das Mädchen.

Die Mutter schüttelte den Kopf in stiller Verzweiflung, indem sie bekümmert umhersah, als suchte sie auf dem Boden einen nicht abgezeichneten Platz wieder zu erkennen. Eine Thräne glänzte in ihren Augen, aber sie strengte sich an, um an der Mauer gewisse Leichensteine zu entdecken, die sie auf die Spur bringen könnten von dem, was sie suchte.

Sag', liebe Mutter, wo liegt Vater jetzt begraben? wiederholte das Mädchen.

Schweig', Kind, ich werde es schon finden, murmelte sie, man hat hier etwas verändert.

Aber warum hast du auch auf Vaters Grab keinen Stein mit seinem Namen gesetzt, wie deren so viele stehn? fragte das Kind.

Die da begraben liegen, sind reiche Leute, sagte die Frau, noch immer suchend. Ach, ich glaube, jetzt erkenne ich den Platz.

Mutter, Mutter, was für ein schönes Blümchen! Es ist ein Maasliebchen und hat rothe Blätterchen, rief das

Knäbchen, indem es sich bückte und die Hand ausstreckte, um das Maasliebchen zu pflücken.

Aber seine Mutter hielt ihn plötzlich zurück.

Nein, nein, Hänschen, sprach sie, laß das Blümchen leben! es wächst auf dem Grabe deines Vaters, Kind.

Wo liegt Vater jetzt begraben? wiederholte das Mädchen zum dritten Mal.

Dort, vor deinen Füßen, Aennchen, antwortete die Mutter, auf die Erde zeigend.

Dort! Wo? Da ist ja Alles nur Gras!

Nun, Kinder, sagte die Frau, von Aennchens Worten schmerzlich berührt, knieet und betet mit mir für die Seele Eures armen Vaters. Faltet Eure Händchen zusammen, und bittet Gott, daß er Euren Vater im Himmel belohne für sein bittres Leben . . .

Die Kinder knieeten neben ihrer Mutter ins Gras. Die Worte: „Vater Unser, der du bist im Himmel,“ gingen zu wiederholten Malen über ihre Lippen; lange flüsterte das stille Gebet über die letzte Ruhestätte des Vaters; lange rollten Thränen von den Wangen der Frau, bis sie endlich ihre Trauer bezwang, sich aufrichtete und mit ihren beiden Kindern vom Grabe weggehn wollte.

Ach, Mutter, laß mich das Blümchen pflücken! bat das Mädchen.

Nein, Aennchen, erhielt sie zur Antwort. Laß es wachsen, bis es von selbst auf Vaters Grab niederfalle.

Ach, sei doch so gut, Mutter! bat das Mädchen aufs Neue. Du weißt nicht, wie froh ich sein werde.

Aber, Kind, binnen einer Stunde ist das Blümchen in deiner Hand verwelkt und verdorben.

Nein, nein, Mutter; ich werde es zwischen die Blätter meines Gebetbuchs legen. Da wird es trocknen. Ich werde es aufheben; und wenn ich dann zur Kirche gehe, wird das Maasliebchen mir immer sagen, daß ich für meinen armen Vater beten soll.

O, du gutes Kind! seufzte die Frau mit thränenden Augen. Nimm, nimm das Blümchen. Ja, leg' es in dein Gebetbuch und bewahr' es als ein Heiligthum . . .

Sie wies mit dem Finger nach der Mauer; und ihren Arm auf die Schulter des Mädchens legend sagte sie:

Anna, du bist älter, als dein Bruder. Siehst du da, an der Mauer die zwei Leichensteine. Wirst du sie wohl wieder erkennen? Wenn du ihnen den Rücken zudrehst und du siehst nach dem Kreuz dort und machst zehn große Schritte von der Mauer weg, gradeaus, dann kommst du auf den Platz, wo Euer Vater begraben liegt. Besieh dir Alles genau, Kind, und vergiß es nicht, denn es wird eine Zeit kommen, wo ich nicht mehr bei Euch sein werde, um es Euch zu zeigen.

Sie entfernte sich von der Ruhestätte ihres Gatten und richtete ihre Schritte langsam nach der Seite, wo die zahlreichen Monumente standen.

Was ist das dort? fragte Aennchen.

Das ist die reiche Ecke, Kind, antwortete die Mutter.

Wenn ich groß sein werde, murmelte Hänschen, dann werde ich auch einen tüchtigen Stein auf Vaters Grab tragen; aber jetzt bin ich noch nicht stark genug.

Vater ist doch auch reich gewesen, Mutter? fragte das Mädchen.

Reich nicht, Aennchen; aber wohlhabend genug, um mit Ehren durch die Welt zu kommen.

Dann hatte er also viel Geld, Mutter? Und wo ist dies Geld?

Ach, liebes Kind, das kannst du noch nicht verstehen. Euer Vater ward betrogen und hatte Unglück in seinem Geschäft . . . Durch die Verhältnisse genöthigt, hat er Geld geborgt; er ist in die Hände eines raubgierigen Wucherers gerathen; nach einem bittern Leben ist er vor Kummer gestorben, arm und von jedermann verlassen.

Ein Todtengräber trat, mit dem Spaten in der Hand, auf den Kirchhof und nahte dem Orte, wo die Mutter mit ihren Kindern stand.

Er zeigte in die Ferne und sagte:

Frauchen, Ihr müßt Euch davon machen; denn seht einmal, was da ankommt. Alle die Kutschen! Der Kirchhof wird gleich den Augenblick voll Menschen sein.

Die Augen auf den prächtigen Leichenzug gerichtet, fragte die Frau:

Es ist sicherlich eine vornehme Person, die begraben wird. Ein hoher Beamter, ein angesehener Mann?

Das weiß ich nicht, murmelte der Todtengräber, aber es war ein Millionair! Ihr kennt ihn wohl; die ganze Stadt kennt ihn; es ist der alte reiche Robyn . . .

Robyn! schrie die Frau, vor Ueberraschung bebend, Robyn! . . . Kommt, kommt, liebe Kinder, verlassen wir diesen Platz!

Sie riß ihre Kinder auf dem Wege fort, um das große Thor zu erreichen. Unterwegs rief sie mit zum Himmel gerichteten Augen:

Gott, warum duldest du solche Verhöhnung vor deinen Augen? Er, der Mörder meines Gatten, mit solcher Pracht begraben, während die Kinder seines Schlachtopfers kaum das Grab ihres Vaters zu finden wissen!

Doch sie bezwang ihren Grimm, wünschte der armen Seele des Sünders in der Stille ein gnädiges Gericht, und eilte dann mit ihren Kindern seitwärts vom Kirchhof weg, um dem Leichenzug nicht zu begegnen.

Die Kutschen hielten still vor dem Kirchhofsthor. Während einige bezahlte Träger den Sarg auf ihre Schultern nahmen, traten alle Personen, die der Leiche folgten, aus den Wagen auf den Steindamm und ordneten sich nach Rang und Verwandtschaft zu einem Zuge. So zog man langsam durchs Thor.

Berthold ging unmittelbar hinter der Bahre. Er war bleich und außerordentlich aufgeregt; aber er beugte sein Haupt tief auf die Brust, als suchte er seinen Schmerz vor den Blicken derer, die ihm folgten, zu verbergen. In der That hielt jeder die Augen auf ihn geheftet; alle sprachen mit verhaltenem Lächeln von ihm, dem Glücklichen, der nach ihrer Meinung eine Million erbte und gleichwohl so schön Trauer und Schmerz zu heucheln wußte.

Auf den Jüngling folgten einige reiche Herren, mit stolzem und kaltem Gesicht, die dem alten Robyn wohl ganz fremd gewesen waren: aber hier in vollem Ernst Zeugniß ablegten von ihrer Hochachtung gegen das Geld.

Hinter ihnen schritt Monck, der Buchhalter, ein weißes Taschentuch vor den Augen. Er schien so sehr von Trauer und Leid überwältigt, daß er auf seinen Füßen schwankte. Es hatte sogar ein harmloser Zuschauer, getäuscht über diese auffallende Liebe eines Dieners zu seinem Herrn, den Buchhalter beim Arm gefaßt, um ihn auf dem schweren Gang zu stützen.

Unter den Letzten befand sich Konrad, der Musiklehrer. Er folgte der Leiche aus Liebe zu Berthold und um den Mann zu ehren, der, auf welche Weise es auch sein mochte, sich gequält hatte, um für seinen jungen Freund, den Dichter, ein schönes Erbtheil zusammen zu scharren . . . .

Schnell war der Sarg in die Erde niedergesenkt; schon hatte der Todtengräber seinen Spaten ergriffen, um das Grab zuzuschaufeln; aber jetzt trat ein Herr mit einem Papier n der Hand vor, um eine Leichenrede zu halten.

Der Redner nannte Robyn seinen Freund; — es ist eine gute Empfehlung vor der Welt, wenn man der Freund eines solchen reichen Mannes gewesen ist. Dann sprach er von seinem hohen Handelsgeist und nannte ihn einen scharfsinnigen und verständigen F i n a n z m a n n; er zeigte, wie er ungeachtet seines Reichthums sein ganzes Leben in Arbeit und Sorge hingebracht habe; er rühmte seine Bescheidenheit und seine Sparsamkeit und nahm vorzüglich einen hohen Ton an, als er Robyn als einen barmherzigen Mann schilderte, als die Zuflucht von Unglücklichen, von Wittwen und Waisen, die niemals seine Thür geschlossen fanden, wenn sie in Noth waren und Hülfe bedurften. Zum Schluß redete er mit künstlich verdüsterter Stimme den Todten an:

Robyn, edler Mann, thätiger Bürger, treuer Freund, dir sei die Erde leicht!

Während der Redner sich den Schweiß von der Stirn wischte, kamen viele Zuhörer zu ihm, um ihm die Hand zu drücken und ihm Glück zu wünschen zu der schönen Rede, die er gehalten hätte. Ob sie Wahrheit enthalte, darum kümmerten sie sich wenig; einige lachten sogar laut über das, was sie des Redners Schlauheit nannten. — Der

Sarg war ins Grab gesenkt, ihre Pflicht in den Augen der Welt erfüllt und Robyn bereits vergessen . . .

Während nun die Anwesenden plaudernd sich zu den Wagen begaben, um eilig nach der Stadt zurückzukehren, nahte Berthold dem Musikus, seinem Freund, und sagte ihm voll Aufregung ins Ohr:

Konrad, ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir; ich muß Ihnen etwas wichtiges sagen.

Als sie das Kirchhofsthor erreicht hatten, entfernten sich Beide auf einem Seitenweg.

Bald waren sie ganz allein und nun legte der Jüngling sein Haupt an Konrads Busen und seufzte schmerzlich:

Ach, ich bin so unglücklich. Beklagen Sie mein Schicksal: ich zittere vor der Zukunft.

Aber, sprechen Sie doch, Berthold. Hat ein unvorhergesehenes Unglück Sie getroffen?

Das Haupt aufrichtend, antwortete Berthold mit verzweiflungsvollem Ton:

Konrad, Freund, ich bin arm, ärmer als Sie!

Was bedeutet das? Ich verstehe Sie nicht.

Mein Oheim hat mich enterbt.

Enterbt? Zu wessen Vortheil?

Monck hat Alles!

Himmel, mein Vorgefühl war also gegründet? Ich habe immer gefürchtet, der scheinheilige Heuchler möchte Ihren Oheim in seinen letzten Stunden zu betrügen suchen; aber bis zu dem Grade? Es ist unmöglich!

Es ist aber dennoch so. Monck hat meinen armen Oheim verführt und ihn gegen mich aufgehetzt. Ohne es zu wissen, hat Margarethe mir offenbart, wie es geschehen ist. Mit meinem Gedichte „der Wucherer" in der Hand, hat er dem kranken Greise ein Testament abgedrungen.

Aber dieses Testament, Sie müssen es umstoßen lassen; es kann nicht gesetzlich sein, vielleicht sind Formfehler darin.

Eitele Hoffnung, Konrad. Gibt nicht das Gesetz meinem Oheim die Freiheit, über sein Vermögen nach seinem Willen zu verfügen? Und Monck, der neben ihm stand, als

er das Testament schrieb, ist schlau und weiß es nur zu gut, wie ein Testament abgefaßt werden muß, um unantastbar zu sein. Das Schicksal hat mich unwiderruflich getroffen.

Konrad zitterte vor Ueberraschung, als ob sich nun erst seiner eine traurige Ueberzeugung bemächtigt hätte. Er schwieg und schien in schmerzliches Nachdenken versunken.

O, ich habe gehandelt wie ein Blinder, wie ein Narr, rief der Jüngling. Ich wußte, daß Monck ein Heuchler ist; mein Gefühl sagte mir, daß ich ihm mißtrauen müßte. Wäre ich nicht so unbesonnen und sorglos gewesen, mit einem Worte hätte ich meinen Oheim vor seiner Verführung bewahren können; aber wer konnte an solche arglistige Bosheit glauben?

Ach! seufzte Konrad, weil der Künstler die arglistige Bosheit für schwach hält und sie verachtet, wird er ihr Schlachtopfer.

Es folgte eine traurige Stille. Der Musikus ermannte sich zuerst, ergriff die Hand seines Freundes und sagte mit heiterm Ton:

Armer Berthold, es ist freilich ein großes Unglück, so viel Geld zu verlieren; aber meinen Sie nicht, daß es im menschlichen Herzen noch andere Quellen der Lebensfreude und des Friedens gibt?

Geld? rief der Jüngling mit düsterm, krankhaftem Lächeln. Ich verachte, ich verfluche das Geld. Ich weiß jetzt, wie viel Flecken an einem Goldstück kleben können. Aber ich fühle die grausame Macht des Geldes; ich zittere an allen Gliedern. Geld wäre nichts; aber Laura, Laura! Ach, werde ich, der arme unglückliche Dichter, noch mein Auge zu ihr erheben dürfen? Wird Herr Kemenaer seine Thür nicht schließen vor dem enterbten Künstler? Also nicht allein des Geldes werde ich beraubt; auch der Traum meiner Seele, das Glück meines Lebens, das Licht meiner Zukunft, Alles, Alles wird mir mit dem Gelde genommen! Wir sind im Irrthum, Konrad; das Gold ist am Ende doch wirklich die Quelle von Allem und die einzige wahre Macht auf Erden!

Der Musikus sah seinen verzweiflungsvollen Freund mit

tiefgefühltem Mitleid an und suchte ihm auf alle mögliche Weise die Hoffnung einzuflößen, daß die Enterbung nicht so schlimme Folgen haben würde.

Kommen Sie, Berthold, sagte er, mäßigen Sie den Flug Ihrer leicht erregbaren Einbildungskraft. Lassen Sie uns nach der Stadt gehn. Die Stunde naht, wo ich bei Herrn Kemenaer meine Clavierstunde geben muß. — Was fürchten Sie? Meinen Sie, daß Laura Sie darum weniger lieben wird, weil Sie ihr mit Ihrer Hand kein großes Vermögen mehr schenken können? Sie kennen Laura nicht, wie ich sie kenne. In ihrem Herzen liegt ein verborgener Schatz von Edelsinn, von Willenskraft und Starkmuth. Mich würde es gar nicht wundern, wenn sie desto eher Ihre Braut werden wollte, weil Ihre Lage ihre Liebe und ihre Redlichkeit auf die Probe zu stellen oder heraus zu fordern scheint. Verzweifeln Sie nicht; haben Sie nicht Ihre edle Freundin in Verdacht, bevor sie diese Probe bestanden hat. Laura ist nicht ein Mädchen, wie viele andere; sie sieht das Geld nicht als die Quelle der Lebensfreude an . . .

Aber Herr Kemenaer? seufzte der Jüngling. Dem ist das Geld Alles!

Meinen Sie, Berthold? Es giebt gleichwohl etwas, das Herr Kemenaer noch mehr liebt als das Geld; etwas, wofür er, wenn es verlangt würde, selbst sein Geld hingeben würde.

Was kann dies sein?

Das Glück seines einzigen Kindes, seiner Laura. Weil er glaubt, daß das Geld ihr ein beneidenswerthes Loos sichern kann, selbst dann noch, wenn er diese Welt verlassen haben wird; — aus Liebe für sein Kind, spannt er sorgsam alle Kräfte an, um sein Vermögen zu vermehren. Laura wird einen muthigen Kampf liefern für ihre Liebe gegen die Geldliebe ihres Vaters; er wird einige Zeit dauern, er wird ihr vielleicht viele Thränen kosten, aber sie wird doch siegen. Wenn nun Laura bestimmt erklärte, das süße Leben, das Ihr zusammen geträumt habet, nicht aufgeben zu wollen? Wenn sie durch den Gedanken einer Trennung von Ihnen tief verwundet, krank würde und hinzuschmachten drohte?

Herr Kemenaer würde Sie selbst bitten, sein Kind zu retten, ihm seine Laura zu bewahren!

Dank, Dank, Freund! rief der Jüngling, indem er beim Gehen die Hand seines Freundes herzlich drückte. Möchten Sie die Wahrheit sprechen! O dann würde ich Gott preisen für das, was geschehen ist! Ja, ja, Konrad; das Geld meines Oheims würde mir doch keine Ruhe gelassen haben; es würde mein Herz mit Vorwürfen erfüllt haben. Sie wissen es nicht; aber dies Geld, es sind die gesammelten Thränen von Wittwen und Waisen, die Schmerzensschreie von Unglücklichen, die Blutstropfen hoffnungsloser Familienväter. Mit einem Worte, mein Erbtheil wäre die Frucht des schändlichsten Wuchers gewesen.

Ich wußte oder wenigstens ich vermuthete es schon seit langer Zeit, murmelte der Musikus, aber ich wollte Ihrem Herzen einen Kummer ersparen . . .

Plötzlich veränderte er seinen Ton und sagte ruhiger: Nun, verlieren Sie die Hoffnung nicht. Sie werden Ihre Wohnung verlassen müssen; mit dem bösen Monck werden Sie nicht länger unter einem Dache schlafen können.

Ich kehre nicht wieder nach Hause zurück: antwortete Berthold. Es ist zwischen mir und Monck eine heftige Erklärung vorgefallen. Um keinen Preis könnte ich wieder an der Thüre des häßlichen Betrügers anklopfen!

Aber wozu haben Sie sich entschlossen? Wo werden Sie wohnen?

Ich weiß es nicht.

Haben Sie Geld?

Auf meinem Zimmer liegt noch ein Bischen Geld; drei oder vierhundert Franks, glaub' ich. Aber lieber stürbe ich vor Hunger, als daß ich sie von dort holen sollte.

Das lassen Sie meine Sorge sein, Berthold; ich brauche mich nicht zu schämen, um in Ihrem Namen wieder zu fordern, was Ihnen gehört. — Hat Ihr Oheim Ihnen denn ganz und gar nichts hinterlassen?

Nichts, Monck wollte mir 5000 Franks geben. Er sagt, mein Oheim habe ihn, auf seine Empfehlung, darum ersucht.

Und Sie haben das Geld nicht angenommen? Mit dieser Summe könnten Sie doch bessere Umstände abwarten.

Ein Almosen von Monck empfangen? rief Bertholb entrüstet. Seinen Betrug billigen und bekräftigen durch die Annahme einer Entschädigung? Ach, Sie wollen mich auf die Probe stellen, Konrad. — Das Geld wird bereit liegen, bis ich in Person komme, um Monck darum zu ersuchen. Monck sagt, daß ich kommen würde, die Noth würde mich schon zwingen. Mache ich mich jemals solcher Feigheit schuldig, o, dann verachten Sie mich, Konrad; denn ich werde dann tief in den Schlamm der Gemeinheit versunken sein. — Sprechen wir nicht mehr davon!

Ja, Sie haben Recht, sagte Konrad. Ich habe Ihnen da einen guten Vorschlag zu machen. In dem Hause, wo ich wohne, steht ein hübsches möblirtes Quartier leer, gerade dem Meinigen gegenüber. Nehmen Sie es bis auf Weiteres in Miethe.

Ja, aber das Geld?

Denken Sie nicht daran. Konrad ist nicht reich; aber er hat immer pünktlich bezahlt und genießt das Vertrauen der Hauswirthin; er wird für Sie bürgen.

Aber am Ende des Monats?

Einen Monat werden Sie nicht da bleiben, Berthold. Und sollte die Entscheidung des Herrn Kemenaer, wider alle Wahrscheinlichkeit, länger als einen Monat auf sich warten lassen, wohlan, Konrad wird für seinen Freund bezahlen. — Warum aber so sprechen? Morgen gehe ich nach dem Gelde, das Sie auf Ihrem Zimmer gelassen haben. Seine Auslieferung zu verweigern, wäre ein alberner Diebstahl. Monck ist zu schlau, um für so ein Geringes sich in einen gefährlichen Streit zu verwickeln. Dann haben Sie ja genug für einen Monat und länger. Kommen Sie, es ist eine abgemachte Sache; nach meiner Klavierstunde werden wir das schöne Quartier neben meinem Zimmer miethen. Sie werden da wie ein großer Herr wohnen . . . und ich werde immer bei Ihnen sein, Berthold, um Sie zu trösten und Ihnen Muth zum Ertragen Ihres Schicksals einzuflößen.

Theurer Freund! flüsterte der Jüngling, mein Unglück hat Ihre Liebe zu mir vermehrt. Wenn sich Alles gegen

mich wendete, Sie doch würden den armen Berthold nicht verlassen. Bei Ihnen wohnen, zusammen von Kunst und Zukunft träumen, unsere Empfindungen mit einander austauschen . . . Es ist ein Glück, das mich dankbar zum Himmel aufschauen läßt . . . Wäre mein Herz nicht von einer trüben Bangigkeit beklommen, ich würde froh sein und jauchzen . . . aber das verwünschte Geld! Laura! Nun ich ihre Wohnung sehe, fühle ich einen kalten Schauder alle meine Glieder durchlaufen, ich schäme mich so sehr! — Ich bin wirklich nicht mehr derselbe Mensch; alle Geisteskraft entweicht von mir; ich habe kein Recht mehr zu lieben! — Gibt das Geld nichts weiter, so gibt es wenigstens Muth und Vertrauen . . .

Wie veränderlich ist doch Ihre Stimmung, Berthold, bemerkte der Musikus. Jetzt getrost, dann wieder traurig, bald heiter, bald verzweifelnd! Bezwingen Sie sich, halten Sie den Kopf gerade und erniedrigen Sie sich nicht unnütz vor Herrn Kemenaer. Er darf die unerwartete Nachricht durch Niemand erfahren, als durch Sie. Furchtlos und dreist gesagt, was Ihnen widerfahren ist. — Kommen Sie, ich werde schellen!

Das Thor ward geöffnet. — Auf Konrads Frage antwortete die Magd: Herr Kemenaer wäre nicht zu Hause; aber Fräulein Laura säße in der Laube am Ende des freien Platzes.

Zitternd vor Aufregung, mit gesenktem Haupt und glühendroth vor Scham nahte Berthold der Laube. Aber kaum hatte er den schüchternen Blick auf Laura gerichtet, als ein schmerzlicher Schrei ihm entfuhr und er sich die Hände vors Gesicht legte, um seine Thränen zu verbergen.

Was hatte er denn gesehen, das ihn so heftig ergriffen hatte? Auch Konrad sah ihn betroffen an.

Laura war gerade in stiller Träumerei damit beschäftigt, einen Kranz zu flechten. Die Blumen, die sie dazu sammelte, waren Orangebäumen entnommen; aus diesen schneeweißen Blüthen hatte sie einen duftenden Kranz gebildet... einen Brautkranz. — Dies Zeichen einer süßen Hoffnung hatte den Jüngling mit Schreck und Trauer erfüllt.

Berthold ließ sich auf die Laubenbank nieder und sprach,

bevor die überraschte Laura ein Wort sagen konnte, mit tiefer Wehmuth:

O meine gute Laura, dein himmlischer Traum wird sich nicht verwirklichen! Zerreiße, zerreiße den Kranz; bei seinem Anblick blutet mir das Herz . . .

Was ist dir, Berthold? fragte das Mädchen zitternd. Um Gotteswillen, sprich deutlich; deine Aufregung erschreckt mich!

Ach, Laura, schrie er, ich besitze nichts mehr auf der Welt; ich bin arm; mein Oheim hat mich vor seinem Tode enterbt!

Das Mädchen sah ihn ungläubig an.

Monck hat meinem Oheim ein Testament abgelockt; er ist Erbe von Allem!

Monck? rief das Mädchen mit Zorn und Verachtung auf dem Gesicht. O! das ist also der Grund des geheimen Hasses, den mein Herz gegen ihn hegte? Ich hatte eine Ahnung von seiner unergründlichen Falschheit; ich zitterte bei seinem Anblick, als sähe ich vorher, daß er den, welchen ich liebe, unglücklich machen würde. — Und er hat dich deines Erbes beraubt? Die Schlange, die kriecht und sich versteckt, um Gift zu speien! — Unglücklicher Berthold! Du darfst darum nicht weinen . . . Gott wird den Betrüger schon finden . . .

Und bei diesen Worten begann sie selbst Thränen zu vergießen.

Es ist ein großes Unglück, nicht wahr, Laura? seufzte Berthold. Vielleicht ist es das letzte Mal, daß ich in deiner Gegenwart den süßen Namen Freundin aussprechen darf. O Laura, ich traure nicht um den Verlust der Erbschaft; aber das Herz bebt mir aus Furcht vor einem größern Unglück. Ich dachte, Gott hätte dich mir zur Braut geschenkt; in dieser entzückenden Ueberzeugung schaute ich vorwärts auf unsre heitre Lebensbahn, und ich sah da nichts als Freudensterne, die lächelnd an dem reinen Himmel unsrer Liebe blinkten. Wer weiß, Freundin, wer weiß, ob das neidische Schicksal uns diesen Himmel nicht für immer verschlossen hat?

Laura, die während dieser Worte bald Berthold bald Konrad betroffen angesehen hatte, ergriff jetzt mitleidig des tieferschütterten Jünglings Hand.

Aber was weinst du denn, Berthold? rief sie. Läßt dich dieser Schlag des wechselnden Glücks für meine Liebe fürchten? Ich habe dich nicht geliebt, weil du einst reich an Geld sein würdest. Was mich an dich fesselte, ist der Reichthum deines Herzens, deine zarte Seele, dein edles Gemüth. Was ich in dir liebe, ist der Freund Gottes und des Menschen, der Freund der Tugend, Schönheit und Kunst. Hat ein boshafter Geldteufel dir das Erbtheil deines Oheims entrissen, so hat doch mein Bräutigam nichts von den Schätzen der Seele verloren. Sei getrost und muthig, Berthold; du mußt einen festen Glauben an meine Treue haben!

O du Engel an Güte, du edles Herz! rief Berthold voll Bewunderung.

Er fürchtet, Fräulein, daß Ihr Vater ihn von Ihnen entfernen wird, sprach der Musiklehrer, augenscheinlich um seinem Freunde behülflich zu sein, und der Unterredung eine zweckmäßige Richtung zu geben. Herr Kemenaer schätzt das Geld sehr hoch.

Mein Vater; ja, mein Vater, flüsterte das Mädchen nachdenkend.

Sein Entschluß flößt mir Schreck ein, Laura, sagte Berthold. Ich bin arm; ich besitze nichts mehr, nichts als eine unsichere Zukunft. Er wird mich fragen, durch welche Mittel ich dir ein standesmäßiges Leben sichern könne. Was werde ich antworten? Wird er nicht mit Verachtung auf den demüthigen Dichter herabsehn? Gott! wenn er mich wirklich verstoßen, wenn er dich zur Braut eines reichen Mannes bestimmen würde? Ach! dann würde mir anstatt all des geträumten Glücks nichts übrig bleiben als ein unerträgliches Leben und ein bitterer Tod!

Was du fürchtest, wird nicht geschehen, sagte das Mädchen mit einer großen Festigkeit. Mein Vater liebt das Geld, ja; er sagt es wenigstens; aber er fügt stets hinzu, daß er es nur hochschätzt, weil es mich glücklich

machen kann. Nun, von dir getrennt kann ich nicht glücklich sein, Berthold. Ich werde es ihm begreiflich machen; ich werde, wenn es nöthig ist, bitten, flehen, vor ihm niederknieen. Er wird mich nicht krank werden, nicht vor Trauer sterben lassen. Nein, nein, dazu ist seine väterliche Liebe zu innig. Er hat über die Mittel zum Lebensglück andere Ansichten als wir; aber meine Thränen werden ihn überwinden.

Und wenn er sich nun weigerte! Ach, Laura, dann hörte ich vielleicht nie wieder deine Stimme.

Wenn er sich weigerte? wiederholte das Mädchen mit stolzem Blick. Dann würde ich bei meinem Vater bleiben bis ans Ende meiner Tage; und ich würde dich in meinem Herzen fort lieben. Ach, Berthold, glaube nicht, daß Laura ein Mädchen ist, das man gegen ihren Willen um ein großes Vermögen weggibt! Ich will meinen Vater ehren und lieben; aber Pflichten übernehmen, die ich nur zum Schein würde erfüllen können? Mich zu einem ganzen Leben der Verstellung verurtheilen lassen? Niemals! Niemals! Du sollst mein Bräutigam sein, oder kein Mann auf der Erde soll je mein Jawort empfangen!

Der Jüngling flüsterte Worte der Dankbarkeit und Bewunderung; aber Laura ließ ihm keine Zeit zur Mittheilung seiner Gefühle. Sie stand auf und sprach mit Augen, die von Muth und Stolz glänzten:

Keine Furcht, Berthold! Wenn man uns von einander trennte, würde ich unglücklicher sein als du. Du hast die Kunst und die Freiheit des männlichen Lebens; darin würdest du, wo nicht Trost, doch Zerstreuung finden. Ein Weib ist immer allein mit ihrem Herzen; sie träumt und sinnt . . . Aber ich will nicht verschmachten . . . Jedoch verlaß mich jetzt; mein Vater kann jeden Augenblick nach Hause kommen. Er darf die Nachricht nicht durch dich erfahren; der unerwartete Eindruck würde seinen Gedanken eine ungünstige Richtung geben. Laß mich machen; du sollst es sehn, Alles wird noch ein glückliches Ende nehmen. Ich werde es Konrad wissen lassen, wenn du kommen darfst . . . Geh nun, schnell; mein Vater möchte dich überraschen. Vertraue auf Laura! du oder Keiner!

Mit diesen Worten, die sie in dem Tone einer unerschütterlichen Ueberzeugung sprach, geleitete sie Berthold und seinen Freund zur Pforte.

Auf des Jünglings zärtlichen Abschiedsgruß erwiederte sie mit tröstlichem Lächeln:

Behalte Muth, Berthold! Es ist nur eine Wolke, die über den Himmel unsrer Zukunft zieht!

VI.

Die Haushälterin des Herrn Kemenaer war damit beschäftigt, in einem Saal die Sessel abzustäuben. Sie hielt die linke Hand an einen Stuhl und bewegte mit der andern den Handfeger; aber diese Arbeit war vielleicht nur ein Vorwand; denn sie blieb die meiste Zeit unbeweglich in derselben Haltung stehn und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Klang von Stimmen, die abwechselnd hinter der doppelten Thür eines andern Saals vernehmlich zu ihr drangen. Was dort gesprochen wurde, mußte auch für die Dienstmagd ein besonderes Interesse darbieten; denn ihr Gesicht änderte seinen Ausdruck gemäß dem Verlauf der belauschten Unterredung, und zeugte bald von Furcht und Traurigkeit, bald wieder von Hoffnung und Freude.

Von Zeit zu Zeit vergaß sie ganz ihre Arbeit und murmelte dann, als nähme sie wirklichen Antheil an dem, was hinter der Thür geschah, einige abgebrochene Worte:

Die arme Laura, was muß sie leiden! . . . Herr Kemenaer hat Recht: Liebe ohne Geld ist eine Lampe ohne Oel . . . Wie unbeugsam ist unser Fräulein; aber es wird ihr doch nicht glücken! . . . Ach, da weint sie nun so bitterlich; sie wird davon sterben. Die Stimme des Herrn wird so leise! Sollte er ihre Bitte gewähren? Unmöglich! . . . Sie will in ein Kloster! . . . Sie fällt in Ohnmacht, glaub' ich. Ach nein, sie spricht wieder! . . . Er verspricht ihr, über die Sache nachzudenken; er gibt ihr Hoffnung? Dann ist er bereits halb überwunden. Das

hätte ich nie gedacht! . . . Man schweigt! Was mag vorgehn? Sie verlassen den Saal, glaub' ich . . .

Eine Weile horchte sie, hörte aber nichts. Nun näherte sie sich der Thür und wollte ihr Ohr daran legen; aber plötzlich klirrte der Schlüssel im Schloß und Herr Kemenaer, noch ganz aufgeregt von der heftigen Unterredung mit seiner Tochter, trat in den Saal.

Was macht Ihr hier? fragte er mit drohendem Blick.

Mein Herr, ich stäube die Stühle ab, antwortete die überraschte Haushälterin. Wo mag nur der Staub herkommen? Man könnte alle Tage mit dem Handfeger herumgehn.

Begebt Euch nach oben, zu Laura, gebot Kemenaer bitter und ungeduldig. Sie ist auf ihrem Zimmer und befindet sich nicht gut . . . Wenn ich Euch noch einmal antreffe, daß Ihr Eure Herrschaft belauscht, so jag' ich Euch fort. Und laßt mich das Euch nicht zum zweiten Mal sagen, hört Ihr?

Ohne etwas darauf zu antworten, schlich die Haushälterin zum Saal hinaus.

Herr Kemenaer setzte sich ans Fenster auf einen Stuhl und legte den Kopf in die Hände, um über das Vorgefallene nachzudenken. Er schien sehr traurig und vorzüglich sehr ärgerlich, denn er kniff manchmal die Lippen zusammen.

Endlich stand er auf; und durch's Zimmer schreitend, sagte er:

Es ist unbegreiflich! Bertholb enterbt? Monck, der schlaue listige Monck, Besitzer dieses großen Vermögens? Das kommt davon! Dichter sein, träumen, in den Lüften schweben und unterdessen sich durch einen arglistigen Diener betrügen lassen! O, er verdient sein Loos, der Dummkopf. Hätte er etwas mehr seine materiellen Interessen beachtet, solch Unglück würde ihn nie getroffen haben. Er achtete das Geld nicht, das Geld hat sich gerächt; es hat sich selbst weggeschenkt an Jemand, der es liebt. — Er sollte mein Schwiegersohn werden? Der arme Versemacher, ein Mensch, der nicht einmal so viel gesunde Vernunft besitzt, um sich als Arbeiter auf einem Büreau zum Handel-

treiben geschickt zu machen? Ach, das wäre wirklich seltsam! Wie würden alle vornehmen Leute mich auslachen! . . . Dieser Monck, wer hätte das denken können? Der demüthige Fuchsschwänzer, der unbedeutende Comptoirdiener, mit einem Male Millionair! Er ist viel schlauer, als der alte Robyn; er wird die Pracht benutzen, um die Augen der Welt zu blenden. Gott weiß, welche Reichthümer er mit der Zeit noch sammelt!

Bei diesen letzten Worten war Kemenaer zum Tisch getreten und hatte sich wieder auf einen Stuhl gesetzt. In der Stille verfolgte er den Lauf seiner Gedanken. Diese mußten nach und nach traurig geworden sein; denn manchmal schüttelte er in schmerzlichem Zweifel den Kopf und es entfuhr ihm dann und wann ein Seufzer. Endlich sagte er sinnend:

Meine arme Laura leidet wohl tiefe Schmerzen. Das einfältige Kind, das aus Liebe sich auf ewig an das Schicksal eines armen Dichters fesseln will! Sie wird krank werden und hinschmachten, sagt sie . . . Laura hat so ein wunderliches Temperament; ihr Gefühl ist so tief, ihre Nerven sind so leicht erregbar. — Wenn ihre Neigung für Berthold nun einmal so fest mit ihrem Herzen verwachsen wäre, daß ein gar zu schneller Widerstand ihr eine unheilbare Wunde schlüge? Vielleicht würde sie wirklich die Schwindsucht bekommen; sie ist nicht stark . . . Mein einziges Kind, meine Laura? Gott, in welche Lage bringt mich dieser unerwartete Glückswechsel!

Nach einiger Zeit schien sich seine Aufregung ganz gelegt zu haben und er sagte mit leichtem Lächeln:

Vorsichtig muß ich mit ihr sein; ihr einige Hoffnung lassen und ihre Liebe durch den Zweifel allmählig ersticken. Und will Laura nicht schnell genug ihrem unseligen Wunsche entsagen, dann wird Berthold selbst mir wohl die Mittel an die Hand geben, um sie von ihrem Irrthum zu heilen. Ich werde ihm seine Armuth vor Augen legen, und ihn fühlen lassen, daß man seine Gegenwart nur duldet, aus Nachgiebigkeit für die Grille eines jungen Mädchens und nur bis diese Grille vorbei ist. Es wird ihn verwunden; und er, in seinem Hochmuth, wird aus eig'ner Bewegung

sich von Laura entfernen. O, die Sache ist gar nicht so arg . . .

Die Schelle an der Pforte erklang mit überraschender Kraft.

Wenn es Berthold wäre! rief Kemenaer; — doch er fügte murmelnd hinzu:

Ein enterbter Mensch schellt nicht so stark. — Aber wer kann es wissen? Die Aufregung vielleicht?

Da meldete die Haushälterin, an der Saalthür erscheinend:

Herr Monck wünscht den Herrn zu sprechen.

Monck? Monck? fragte Kemenaer, während schon zum Voraus ein schmeichelndes Lächeln auf seinem Gesicht erschien. Laßt ihn um Gotteswillen nicht warten, Rosalie. Sputet Euch, bittet ihn um Verzeihung, führt ihn in den großen Saal und haltet Euch bereit, um den Wein zu bringen, den ich Euch bezeichnen werde. Geht, und macht Eure Sache gut!

Kemenaer trat in den andern Saal, zog eilig den schönsten Lehnstuhl vor, sah in den Spiegel, um sein Halstuch besser zu ordnen, und wandte sich dann mit dem Ausdruck der Freundschaft auf dem Gesicht nach der Thür, um den gewesenen Buchhalter Robyns zu empfangen.

Er lief, beide Hände ausstreckend, dem Eintretenden entgegen, und sprach, indem er ihn mit den lebhaftesten Wohlwollensbezeugungen zum Saal hineinführte:

Ei, mein lieber Herr Monck, wie freut es mich, Sie zu sehn! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Dieser gute brave Herr Robyn. Was hatte er doch für Verstand, um sein Geld zu vermehren; es konnte wirklich keinen bessern Händen anvertraut werden, als denen des scharfsinnigen und tiefblickenden Monck . . . Was verschafft mir doch die Ehre Ihres Besuchs?

Monck schien durch die Erbschaft ganz verändert. Der schwarze Traueranzug von äußerst feinem Tuche, stand ihm wunderschön, und die glänzenden Handschuhe hatten aus seinen dürren krummen Fingern sehr feine und vornehme Hände gemacht. Sein Gesicht, ohne Augenbraunen und Wimpern, war freilich noch ebenso abstoßend geblieben;

noch immer sprachen seine dünnen Lippen von Arglist und Gemeinheit; aber die Ueberzeugung von seinem Reichthum hatte seinem Gesichte etwas Gebieterisches eingeprägt: einen Ausdruck von Selbstzufriedenheit und Sicherheit, der ihm das Aussehn eines ganz tüchtigen Mannes gab, dem die Natur nur körperliche Schönheit versagt hatte.

Auf den herzlichen Empfang Kemenaers und auf seine Frage antwortete er mit unbefangener Freundlichkeit:

Ich wollte der Erste sein, um Ihnen zu melden, daß Robyn mich zu seinem Universal-Erben gemacht hat.

Zu viel Ehre; Sie sind zu gütig, flüsterte Laura's Vater.

Aber, ich höre, daß Sie es bereits wissen. Hat Berthold denn noch die Dreistigkeit gehabt, zu Ihnen zu kommen?

Er ist in meiner Abwesenheit hier gewesen.

Sie werden ihm ohne Zweifel die Thüre weisen?

Ich dachte eben darüber nach, was ich thun sollte. Nun setzen Sie sich gefälligst, mein guter Herr Monck! Was wünschen Sie? Ein Glas Madera-Wein?

Nichts, nichts; ich dank' Ihnen.

Malaga? Xeres?

Nein, bemühen Sie sich doch nicht so sehr, Freund Kemenáer!

Wir werden doch wohl ein Glas auf das glückliche Ereigniß trinken dürfen?

Nun denn; weil Sie es wünschen.

Kemenaer zog an der Klingelschnur und gab der Haushälterin den Auftrag, die bezeichneten Weinsorten zu bringen. Monck ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und trat leise und schnell mit dem Fuß auf den Teppich, wie Jemand, dem's recht wohl zu Muthe ist und der ganz mit sich selbst zufrieden ist. Er sah jedoch verstohlen dem Herrn Kemenaer nach, während ein leichtes Lächeln der Arglist und des Spotts ihm um die Lippen spielte.

Die Magd hatte den Wein nebst einigen Gläsern von verschiedener Form gebracht.

Nun, mein verehrter Freund, belieben Sie Madera? fragte Kemenaer.

Nun ja, Madera!

Wohlan, Herr Monck, auf Ihre Gesundheit und Ihr Glück! Möge Fortuna stets Ihre Geschicklichkeit begünstigen und Ihnen zulächeln auf dem Pfade eines immer anwachsenden Reichthums!

Haben Sie Dank; Sie sind wirklich zu gütig. — Und ich wünsche, daß ich immer Ihr Freund bleiben möge, daß die Umstände mir vergönnen, Sie Theil nehmen zu lassen an meinen lukrativsten Unternehmungen. Ich fühle eine innige Neigung, mich genauer mit Ihnen zu verbinden. Je nachdem das Glück es mir erlaubt, werde ich Ihnen mein Wohlwollen beweisen.

Diese hoffärtigen Worte, in herablassendem Tone gesprochen, entlockten Herrn Kemenaer eine Gebehrde des Aergers; gleichwohl unterdrückte er seine Empfindung auf der Stelle und antwortete sehr höflich:

Ich weiß es, Herr Monck; Sie sind ein edler Mann; und ich werde, von Herzen dankbar, Gebrauch machen von Ihrem dienstwilligen Anerbieten.

Monck schwieg einen Augenblick, kostete den Wein und sah Kemenaer in die Augen.

Sie wollten mir etwas sagen? fragte dieser.

Ja! antwortete Monck. Aber es ist mir entfallen. Ach, ja, Sie überlegten, was Sie in Betreff Robyns thun sollten.

Ich befinde mich in einer unangenehmen Lage, sagte Kemenaer.

Ich wundere mich über Sie. So weit werden Sie doch die Unbesonnenheit nicht treiben, daß Sie auch nur einen Augenblick zögern könnten. Berthold besitzt keinen einzigen Heller; er wohnt bereits auf einer elenden Kammer, mit dem Musikant, dem ich hier manchmal begegnet bin.

Er wohnt schon auf einer Kammer? wiederholte Kemenaer überrascht.

Ja, ja; und glauben Sie nicht, daß jemals etwas von ihm zu hoffen ist; ich habe ihm aus Mitleid fünftausend Franks geben wollen. Er hat sich mit hohlklingenden Redensarten geweigert. Er verachtet das Geld, der hochmüthige Narr!

Was Sie sagen, betrübt mich, lieber Herr Monck.

Warum?

Ich weiß nicht, was anfangen. Laura benimmt sich so, daß ein steinernes Herz davon brechen würde.

Und was will sie?

Ich wag' es beinahe nicht zu sagen. Sie will dennoch Berthold's Frau werden.

Ahah! rief Monck, laut lachend. Sie scherzen; es ist nicht möglich. Laura, Ihre Tochter, die Gattin eines magern Poeten? Sie weiß also nicht, daß er nichts weiter besitzt, als die Kleider, die er am Leibe trägt.

Sie weiß Alles!

Aber wie rechtfertigt sie solch unerhörtes Verlangen?

Durch die Liebe, die sie für Berthold hegt.

Die Liebe! spottete Monck. Das ist gut in den Büchern. Da heirathen Gräfinnen Jungens aus dem Findelhaus, und Bankiers Töchter armer Wittwen; aber von solchen Dingen im wirklichen Leben sprechen! Und kann Ihnen, Freund Kemenaer, der Sie die Welt kennen, wohl ein Zweifel übrig bleiben, in Bezug auf die einzige Entscheidung, die Sie zu treffen haben?

Die Sache betrübt mich zu tief; wir wollen von etwas Anderm sprechen.

Nein, nein; ich will als Freund Sie vor dem Begehen einer unseligen Thorheit behüten. Sie müssen Ihre Thür vor Berthold schließen.

Später, sicher; aber jetzt schon? es ist mir unmöglich; Laura würde krank werden und am Ende vor Gram sterben. Ich muß ihren Kummer täuschen und allmählig ihre innige Liebe zu diesem verdrehten Berthold zu überwinden suchen.

Dann wird er also noch in Ihr Haus kommen? rief Monck mit kaum bezähmter Wuth. Nun, in diesem Falle sehn Sie mich zum letzten Mal, Herr Kemenaer. Es thut mir leid, mich von einem guten Freunde trennen zu müssen; aber Berthold hat mich aufs Höchste beschimpft, er ist so hochmüthig, sich für meinen Feind zu erklären. In das Haus, wohin er kommen kann, setze ich meinen Fuß nicht wieder.

Nur einige Wochen lang; ich werde es so fügen, daß er Ihnen nie begegnet. Haben Sie die Güte und stimmen Sie zu aus Mitleid mit meiner armen Laura.

Ja, um Laura zu gefallen, würde ich bereitwillig mir viele Opfer auflegen. Sowohl aus Neigung für sie als aus Achtung für mich selbst will ich Ihnen die Augen öffnen. Was Sie thun wollen, ist die größte Unbesonnenheit von der Welt. Wir wollen annehmen, daß Laura niemals die Gattin des elenden Dichters würde, — Sie erkennen es selbst an, daß solch' eine Ehe in der jetzigen Zeit unmöglich ist, — aber Jedermann wird morgen bereits wissen, daß Berthold enterbt ist, daß er nichts auf der Welt besitzt und mit einem Geigenspieler auf derselben Kammer wohnt. Wenn man dann sieht, daß er seine frühern Besuche in Ihrem Hause fortsetzt, so wird man sich nicht wenig verwundern. Alle verständigen Leute werden Sie verspotten und Sie tadeln; die gute, tugendhafte Laura wird der Gegenstand aller Gespräche werden, sie wird ihren Ruf verlieren, und wird sie noch irgendwo in der vornehmen Welt zugelassen, so wird man sie scheuen als Jemand, der durch einen unpassenden Umgang die Gesetze des Anstands überschritten hat.

Was Sie sagen, ist die reine Wahrheit, sagte Kemenaer. Ich weiß es auch wohl, aber ich bin Vater: die Thränen meiner unglücklichen Tochter machen mich unentschieden. Manchmal frag' ich mich, ob ich nicht besser thäte, die Heirath Bertold's und Laura's zu beschleunigen, um das Geschwätz der Leute zu verhindern. Mein Vermögen, ohne groß zu sein, ist doch hinreichend, um ihnen Beiden ein ruhiges und sorgloses Leben zu sichern, wenigstens wenn sie sparsam sein wollen.

Monck stampfte ungeduldig auf den Fußteppich.

Durch diese Bewegung verletzt, sagte Kemenaer in kaltem, trotzigem Ton:

Aber, Herr Monck, ich habe doch die Macht und das Recht, über mein Kind und über mein Vermögen zu verfügen nach meinem eigenen unabhängigen Willen?

Wie kann Ihr Verstand nur so umwölkt sein, Freund Kemenaer? rief Monck. Ein Dichter sparsam! Und ver-

schwendet er auch sein Geld nicht, er verliert es doch. Aufzehren, sich von Jedermann betrügen lassen und arm werden, ohne es zu wissen; ja, das wohl; aber sparen, Geld gewinnen und sein Vermögen vermehren, dazu ist er zu unbesonnen und zu dumm. Was würde jetzt die Folge Ihres unbegreiflichen Entschlusses werden, wenn Sie ihn ausführten? Alle Menschen müssen einmal sterben; Sie gleichfalls. Nun stellen Sie sich einen Mann vor, der leichtsinnig lebt von dem, was Sie Ihrer Tochter hinterlassen haben; — der kein Geld kennt und es so zu sagen blindlings Allen hingibt, die ihm schmeicheln oder drohen; — der immerfort und ohne Aufhören aus seiner Kasse schöpft, aber niemals einen einzigen Heller wieder hineinlegt. Wie lange wird das dauern? Nicht lange! Ihr Kind, Ihre Laura, wird in Armuth verfallen, und zuletzt vor Reue und Trauer sterbend, Sie anklagen, daß Sie es sind, der sie, durch Ihre Nachgiebigkeit, den unseligen Fehltritt begehen ließ.

Kemenaer, der durch diese drohende Vorhersagung ergriffen war, und vielleicht durch einen höhern Beweis von Freundschaft seine vorige Aergerlichkeit vergessen machen wollte, ergriff Moncks beide Hände und sprach:

Ach, Sie sind ein weiser Rathgeber; ja, ja, es ist so wie Sie sagen. Sofort werde ich Befehle geben, um zu verhindern, daß Berthold noch in mein Haus Eingang finde . . .

Aber Laura, Laura! klagte er dann wieder mit aufrichtiger Betrübniß.

Man stirbt nicht vor Liebe! lachte Monck. Laura wird sich trösten. Wie können Sie doch glauben, daß sie einen Mann noch fortlieben wird, der auf einer Kammer wohnt, und ehe ein Vierteljahr vorbei ist, vielleicht schon mit dem Ellenbogen durch den Rock herumlaufen wird? Laura verdient ein besseres Loos. Sie muß eine prächtige Partie machen; einen Mann heirathen, der reich genug ist, um sie hoch in der Welt zu erheben, — der sie neben Gräfinnen und Baronessen kann glänzen lassen. Sie hat in Uebermaß Alles, was nöthig ist, um sogar die Braut eines Millionairs zu werden.

In der That, sie ist schön, murmelte Kemenaer.

Das ist nichts, entgegnete Monck mit einem Lächeln.

Sie ist geistvoll und hat eine ausgewählte Erziehung genossen.

Um so besser, das kann nützlich sein.

Sie hat eine schöne Stimme und versteht ziemlich gut Musik.

Ueberflüssig.

Sie ist gutherzig, liebevoll und tugendhaft.

Sicher, sicher; aber sie hat ein anderes Verdienst, wovon Sie nicht sprechen.

So? Welches?

Sie ist einzige Tochter und Erbin von Herrn Kemenaer; sie muß einmal in der Zukunft ungefähr 400,000 Franks in die Kasse ihres Gatten bringen.

O, mein lieber Monck, was irren Sie sich! rief Kemenaer bestürzt, Sie greifen zu hoch mit meinem Vermögen.

Nun, nun, lassen Sie es sein, so wie Sie es wollen: ich weiß, was ich sage.

Monck brachte noch einmal die Lippen an sein Glas, drehte sich in seinem Stuhle um, und bewegte die Füße, als ob etwas, das er zu sagen beabsichtigte, ihm nicht recht aus dem Munde wollte. — Kemenaer sah ihn verwundert an.

Monck faßte sich jedoch bald, legte die Ellenbogen auf den Tisch, um den Kopf darauf zu stützen, und so Herrn Kemenaer in die Augen sehend, sagte er:

Ich bin hierher gekommen, um mit Ihnen von einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen; um Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Sie ohne Zweifel erfreuen wird.

Ich bin ganz Ohr; seien Sie so gut und erklären Sie Ihre Absicht.

Ein heiteres Lächeln erhellte Monck's Gesicht, während er triumphirend sprach:

Ich weiß einen Bräutigam für Ihre Laura . . . Sie scheinen betroffen? Ach, es ist ein Mann von Verdiensten; aber ich will Ihnen nur eins davon anführen, das für alle übrigen Bürgschaft leistet: er ist Millionär.

Kemenaer horchte mit stummer Verwunderung. Sein

Gesicht schien zugleich durch eine ängstliche Ahnung aufgeregt.

Nun, Herr Kemenaer, wenn Jemand, der eine Million besitzt, zu Ihnen käme und Ihnen sagte: geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau, würden Sie zögern?

Aber von wem sprechen Sie?

Von mir selbst, antwortete Monck.

Laura's Vater erbleichte, in Folge der Gewalt, die er sich anthat, um seine Entrüstung zu bezwingen; dann verbarg er seine Aufregung unter einem leichten Lachen.

Ach, lieber Herr Monck, Sie meinen das nicht so; Sie wollen auf meine Kosten Spaß haben.

Nun, was ist denn da so verwunderliches in meiner Anfrage?

Ihre Worte sollten ernsthaft gemeint sein? Ach, es ist mir unmöglich, es zu glauben. Sie Laura heirathen? Nein, nein, es ist nicht so gemeint!

Monck schien über den spottenden Ton Kemenaers sehr erzürnt; doch sagte er ohne Erbitterung:

Sie sollten sich im Gegentheil freuen. Mich dünkt, daß eine Million kein schlechter Bräutigam ist.

Ja, ja, eine Million bleibt immer jung; sie funkelt und bezaubert, ohne daß die Zeit etwas von ihren Reizen raubt; aber Sie guter, braver Monck?

Ei nun?

Sie sind bereits alt, oder scheinen wenigstens es zu sein.

Dies thut nichts zur Sache.

Ihr Aeußeres ist nicht geeignet, ein junges Mädchen zu bezaubern; man darf es Ihnen wohl sagen: Sie sind ein Mann von Verstand und Sie können die Sachen wohl so ansehn, wie sie sind. Ahah, Monck, welcher seltsame Gedanke hat Sie beschlichen? Wirklich, ich glaube noch immer, daß Sie nicht im Ernst sprechen!

Monck zitterte vor beklommener Wuth auf seinem Stuhl. Er begriff, daß Kemenaer, wie sehr er auch den Ton seiner Stimme zu mäßigen suchte, doch seinen Spott mit ihm trieb und sich durch seine Anfrage für beleidigt hielt.

So, so, antwortete er mit drohendem Blick, Sie mei-

nen wirklich, daß ich aus Spaß rede? Nein, nein, mein Anerbieten ist so ernsthaft, daß Sie es bereuen könnten, Freund Kemenaer, es nicht angenommen zu haben ohne alle diese unnützen Worte!

Laura's Vater machte eine ungestüme Bewegung, während die Zornröthe plötzlich seine Stirn färbte.

Wie? Was ist das? Sie wagen mich zu bedrohen? rief er, tief entrüstet.

Er bezwang sich jedoch noch einmal und sagte lachend, während seine Stimme noch zitterte vor heftigem Grimm:

Lassen Sie uns Freunde bleiben, die gesunde Vernunft wird hinreichen, Sie zu überzeugen. Mein guter Monck, unter uns gesagt, Sie sind häßlich, sehr häßlich!

Bah, was thut das? Ich bin Millionair!

Sie waren gestern noch Buchhalter, Comptoirdiener bei Robyn. Das Geld wird die Tinte wohl abwischen, die noch an Ihren Fingern klebt; aber das geschieht doch nicht mit einem einzigen Tag.

Monck verzog sein Gesicht zu einem geheimnißvollen Lächeln und sah Herrn Kemenaer so spöttisch in die Augen, daß dieser polternd aufsprang und ausrief:

Aber das geht wirklich zu weit! Die Million hat Sie blind gemacht! Diese Unterredung muß ein Ende nehmen.

Setzen Sie sich, sagte der Andere mit eisiger Kälte, die Kemenaer zittern machte und zum Gehorsam zwang, als hätte der funkelnde Schlangenblick Moncks ihn bezaubert.

Aber, ums Himmels willen, reizen Sie mich nicht! — Sind Sie von Sinnen? murmelte Kemenaer schrecklich aufgeregt.

Ganz und gar nicht!

Was wollen Sie denn?

Nicht so viele Umwege, Freund Kemenaer; ich will, daß Ihre Tochter meine Frau werde.

Niemals! Sie stürbe vor Schreck allein bei dem Gedanken an solch eine Heirath. — Monck, lassen Sie doch Ihr unseliges Vorhaben fahren. Ich weiß nicht warum; aber Laura haßt Sie unsäglich.

Sie wird die Million lieben.

Sie haben ja doch auch keine Liebe für sie!

Meine Million und ihre 400,000 Franks werden schon in Frieden mit einander leben.

Aufs Neue sprang Kemenaer auf und sprach nun mit unverhehltem Zorn:

Ha! Es würde gräßlich sein, wenn es nicht lächerlich wäre. Halten Sie mich für fähig, Ihnen meine Laura zu geben? Ein edles, gefühlvolles Mädchen als ein Opferlamm einem Menschen ohne Seele in die Arme zu liefern? Aber ich bin ihr Vater; sie ist mir theurer als das Licht meiner Augen! Und Sie wollen, daß ich sie auf ewig mit Ihnen verbinden soll, mit Ihnen, dessen Herz kalt ist wie das Herz einer Leiche? — Zu lange habe ich Ihren schimpflichen Vorschlag angehört. Lieber wäre ich Ihnen ein Freund, oder wenigstens ein guter Bekannter geblieben, aber da Ihre Vermessenheit keine Grenzen kennt, wohlan, so werde ich Hochmuth gegen Hochmuth setzen. Verlassen Sie mein Haus; vergessen Sie, was Sie mir angetragen haben und bleiben Sie überzeugt, daß sie auch dann meine Laura nicht bekommen würden, wenn Sie alles Gold besäßen, das in einem ganzen Jahre durch die Bank von England strömt. — Nun, thun Sie mir den Gefallen, gehn Sie fort und kommen Sie nicht wieder. Wie, Sie stehn nicht auf? Wollen Sie denn gegen meinen Willen hierbleiben? Das wäre doch zu viel Unverschämtheit!

Monck rührte sich nicht und horchte mit spöttischem Lächeln auf Kemenaer's Worte.

Haben Sie mich verstanden oder nicht? schrie der Letztere mit erhöhter Wuth.

Setzen Sie sich noch einmal nieder! antwortete Monck ruhig. Von der Heirath werde ich zu Ihnen nicht mehr sprechen; aber ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen.

Kommen Sie; keine Kindereien; es ist lange genug gescherzt!

Setzen Sie sich, wiederholte Monck. Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, hat unendlich viel Interesse für Sie, Herr Kemenaer. Horchen Sie einen Augenblick. Darnach werde ich fortgehn mit heiterm Herzen und mit Ihrer Zustimmung zu meiner Heirath.

Ach, Sie träumen! lachte Laura's Vater, mit einer Miene, die eine tiefe Angst verrieth.

Setzen Sie sich, sagte Monck, indem er nochmals mit dem Finger gebietend auf den Stuhl zeigte, Sie sollen jetzt die Geschichte hören.

Ueberwältigt durch den Ton von Moncks Stimme und durch einen geheimen Schreck, setzte sich Kemenaer nieder.

Es war einmal ein Mann, der das Geld sehr liebte, begann Monck mit ruhigem Ton, aber nach den Mitteln, es zu erlangen, fragte er wenig. Er wucherte; er verwickelte sich in viele lukrative Unternehmungen; und obschon er, immer mit dem Gesetzbuch in der Hand, sich innerhalb der äußersten Grenzen des geschriebenen Rechts zu halten wußte, einmal doch . . .

Was geht mich diese Geschichte an? murrte Kemenaer mit einer Stimme, die durch eine bemerkbare Angst gedämpft war.

Nun, nun, hören Sie weiter, fuhr Monck fort. Der Mann meinte schlau zu sein; aber einmal ließ er sich doch durch die Geldgier zu einer That verleiten, die man Schwindelei oder escroquerie nennt . . . Sie müssen etwas von dieser Geschichte wissen, Freund Kemenaer.

Kemenaer hielt sich krampfhaft mit der Hand am Tischblatt und sah dem kalten Erzähler sprachlos in die Augen.

Nicht wahr, Sie kennen die Geschichte? wiederholte Monck scherzend.

Aber der Beweis, der Beweis? seufzte Kemenaer.

Ich fahre fort, versetzte der Andere. Die Opfer des Gaukelspiels wurden betrogen; sie ließen sich von Allem berauben; und, hätten sie auch etwas vermuthet, so fehlte ihnen Geld, um das verschlungene Gewebe durch das Gericht entwirren zu lassen. Er, der sich auf ihre Kosten bereichert hatte, genoß in Frieden die Früchte seiner Gewandtheit und die Achtung der Welt. Er meinte, daß der Beweis seines Betruges oder vielmehr seiner blinden Unvorsichtigkeit seit lange vernichtet wäre . . .

Himmel, und es ist nicht so? fragte Kemenaer, fast außer sich vor Schreck.

Das Papier wurde aus dem Feuer gerettet und auf-

gehoben von einem armen Buchhalter, fuhr Monck fort, immer mit derselben Kälte. Der Buchhalter ward Millionair und kriegte es in den Kopf, die Tochter des reichen Wucherers zur Frau zu haben. Dieser wies ihn hochmüthig ab; aber der Buchhalter oder der Millionair suchte die Opfer auf, stellte ihnen das nöthige Geld zur Verfügung, brachte die Beweise ans Licht und ließ so den Betrüger vors Gericht schleppen: Dieser wurde schuldig befunden und verurtheilt zu . . . Die Strafe kenn' ich nicht genau: das Gesetz spricht von zwei Jahren Gefängniß . . .

Bleich wie eine Leiche und mit zitternden Lippen horchte Kemenaer auf diese Geschichte.

Sie, Sie, besitzen das Papier, wovon Sie sprechen? stammelte er.

Monck nickte triumphirend mit dem Kopfe und fuhr fort:

Aber ich habe mich in der Erzählung geirrt; der Mann weigerte sich nicht. Um seine Freiheit und seine Ehre zu retten, um sich selbst und sein Kind vor ewiger Schande zu bewahren, gab er dem Buchhalter seine Tochter als Tausch für das verhängnißvolle Papier. Nicht wahr, mein guter Herr Kemenaer, so ist das Ende der Geschichte?

Einige Augenblicke noch blieb Laura's Vater in stummer Verzweiflung sitzen.

Ist vielleicht die Verurtheilung das wahre Ende? fragte Monck. Es hängt wirklich von Ihnen allein ab. Sprechen Sie, Ihr erstes Wort wird es unwiderruflich entscheiden.

Kemenaer that sich eine unendliche Gewalt an, um seine Angst zu beherrschen; er streckte die Hände nach Monck aus und sagte flehentlich:

Guter Monck, Sie werden Mitleiden haben mit einem armen Vater, nicht wahr?

Heucheln Sie nicht! Mitleiden zwischen uns? Was bedeutet doch dies Wort? Wenn Sie in diesem Augenblick die Macht hätten, mit mir nach Ihrem Willen zu handeln, Sie würden mich ja doch zur Thüre hinauswerfen lassen. O, ich weiß es wohl!

Aber es ist, als zwängen Sie mich zur Ermordung meines Kindes!

Worte, Worte ohne Sinn! — Nun, erklären Sie Ihre Absicht, ja oder nein?

Gott, mein Gott! jammerte Kemenaer, es ist abscheulich!

Nun, sagte Monck, ich werde denn nur fortgehn, um noch heute mir es überlegen zu können, wie ich mich rächen soll. — Leben Sie wohl, Herr Kemenaer, Sie werden mich nicht wieder sehn; ich will kein Verhältniß haben mit einem Mann, dem ein Platz im Gefängniß zwischen Dieben und Schelmen bestimmt ist.

Er that einige Schritte nach der Thür, als wollte er wirklich sich entfernen; aber Kemenaer sprang ihm nach und zog ihn mit flehender Gewalt in den Salon zurück.

Nun? fragte Monck.

Ach! schrie Kemenaer, es ist ein Opfer, das mein Leben vergiften, das meiner Laura den Tod bringen wird; aber, aber, ich muß mich beugen unter das gräßliche Schicksal, das über mich gebietet.

Sie stimmen folglich zu in meine Heirath mit Laura?

Ich muß, ich muß!

Und Sie werden sie überreden, mich, wo nicht mit Freuden, wenigstens mit geziemender Geduld zum Bräutigam anzunehmen? Geben Sie mir darauf die Hand!

Mit einer wie von Fieberschauern zitternden Hand berührte Kemenaer die eiskalte Hand Moncks, und sank dann ganz erschöpft in einen Stuhl, den Kopf auf den Tisch legend.

Kommen Sie, kommen Sie, sagte der Andere, trösten Sie sich nur; Ihre Traurigkeit ist ungegründet. Ich werde Ihre Laura glücklich machen; ich werde sie mit Pracht umgeben; sie glänzen lassen in der Welt; ihr alle die Genüsse verschaffen, die ein unerschöpflicher Reichthum auf den Pfad einer jungen Frau streuen kann. Sie werde ich bevorzugen, so gut ich kann; denn, in der That, durch diese Verbindung werden Ihre Interessen die meinigen. Was in Ihre Kasse kommt, ist für mich nicht verloren. Wir werden zusammen wunderschöne Geschäfte machen; Sie werden Ihr Vermögen Tag für Tag anwachsen sehen; und, seien Sie sicher, Freund Kemenaer, der Augenblick wird schnell kommen, wo Sie das Schicksal segnen werden, das Ihnen einen Mann wie mich zum Schwiegersohne gab.

Herr Kemenaer sagte nichts und schien ganz zerstreut.

Ach, ich denke da noch an eine kleine Einzelheit, die vielleicht von Bedeutung ist, sprach Monck. Es kommt ein Musiklehrer hierher, der Fräulein Laura Unterricht gibt auf dem Piano; dieser Musikant ist ein Freund von Berthold. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie ihm gleichfalls den Eintritt in ihr Haus untersagten. Sie begreifen, warum, nicht wahr?

Laura's Vater nickte mechanisch mit dem Kopfe.

Der Anstand erfordert, daß zwischen Robyns, meines Wohlthäters Tode und meiner Heirath wenigstens einige Monate vergehen, sagte Monck. Es ist folglich Zeit genug vorhanden, um Laura von ihrer Neigung zu dem armen Dichter genesen zu lassen und ihr den Gedanken an eine millionenreiche Heirath annehmlich zu machen; gleichwohl verlange ich, daß Sie zu ihr sofort, das heißt morgen oder übermorgen von meinem Antrag sprechen. Es würde mir angenehm sein, Herr Kemenaer, in Ihrem Hause als Verlobter Ihrer Tochter aus- und eingehn zu dürfen; und so in eigner Person mich zu überzeugen, daß Berthold, meinem Feinde, auch nicht die geringste Hoffnung gelassen wird . . . Nun, ich will Ihnen heute nicht länger lästig fallen, ich werde Abschied von Ihnen nehmen. Binnen vier oder fünf Tagen werde ich wieder kommen, um aus Laura's Munde zu vernehmen, daß sie den Namen: Madame Monck annimmt. Sie kennen mich, nicht wahr, Herr Kemenaer? Sie wissen, daß man mich weder betrügen, noch verspotten darf? Sonst . . . Aber nein, Sie sind ein Mann von Verstand, ich habe Vertrauen zu Ihrer Aufrichtigkeit. Nun wohl, bis auf Wiedersehn denn!

Auf seinen Füßen wankend, geleitete Kemenaer den trotzigen Monck bis an die Hausthür und sagte ihm mit trüber, erstickter Stimme:

Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!

In den Salon zurückgekehrt begann Kemenaer unter verzweiflungsvollen Gebehrden und Ausrufungen auf und ab zu laufen. Endlich rief er bebend aus:

Was thun? Gibts kein Rettungsmittel mehr? Nichts, nichts! Meine unschuldige, reine Laura soll die Braut

werden von diesem herzlosen Ungeheuer? Ja, ja, ich muß sie opfern, sie zum gräßlichsten Leben verdammen, ich ihr Vater! Unseliger Fehltritt, der mich das Herz meines Kindes wie ein Henker zerschmettern läßt . . . Keine Ausflucht, keine Hoffnung . . . Ach, ach, wie werde ich es ihr sagen? Ich zittere vor fieberhafter Angst und doch kann ich meinem schrecklichen Schicksal nicht entgehn: Entehrung, Schande, Gefängniß stehen wie schauderhafte Spukgestalten vor meinen Augen! Ich habe das Geld angebetet, der Götze stürzt nun auf mich nieder. Er zerschmettert mein Kind, meine Ehre, mein ganzes Glück . . . O, die gerechte Rache des Himmels ist auf mich niedergestiegen, Gott hat mich verflucht!

Nachdem er eine Viertelstunde lang in Jammer versunken auf einem Lehnstuhl gesessen hatte, sprang er plötzlich auf.

Nein, nein, es kann nicht sein, rief er, ich werde meinem Kinde nicht den Todesstoß geben! Es gibt vielleicht noch ein Rettungsmittel! Er will das Geld, der Verräther. Meine Tochter ist ihm gleichgültig; mein Vermögen will er haben. Wohlan, ich werde es ihm schenken; hunderttausend, zweihunderttausend Franks: Alles, Alles! . . .

Und während er diese Worte sprach, ordnete er hastig seinen Anzug, ergriff seinen Hut und lief halb von Sinnen zur Thür hinaus, um bei Monck einen letzten und verzweiflungsvollen Versuch zu wagen.

Ende des ersten Theils.

Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

Conscience, Hendrik,

Sammlung ausgewählter Schriften aus dem Vlämischen

Bd.: 23

Münster 1862